

VILLINGEN IM WANDEL DER ZEIT

Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jahrgang XXXVI / 2013



Billingen.



Jahresheft XXXVI

Beiträge

zu Kultur, Geschichte und Gegenwart

Herausgeber:

Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.

Vorstand:

Günter Rath, 1. Vorsitzender
Dr. Helmut Kury, 2. Vorsitzender
Hasko Froese, Schatzmeister
Helga Echle, Schriftführerin

Beirat:

Klemens Auberle
Werner Echle
Barbara Eichholtz
Dr. Hans-Georg Enzenroß
Andreas Flöß
Elvira Hellebrand
Gunnar Mecke
Kurt Müller
Hermann Schuhbauer
Ute Schulze
Michael Tocha
Karl-Heinz Weißer
Claudia Wildi

Geschäftsstelle:

Geschichts- und Heimatverein e.V.
Kanzleigasse 30, 78050 VS-Villingen
Telefon (0 77 21) 40 70 999
mail@ghv-villingen.de, www.ghv-villingen.de

Bankverbindungen:

Sparkasse Schwarzwald-Baar
(BLZ 694 500 65) Konto-Nr. 5464
Volksbank eG Villingen
(BLZ 694 900 00) Konto-Nr. 1315 04

Heftpreis: 15,- Euro; zu beziehen über den örtlichen Buchhandel. (1 Jahresheft für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten)

© Geschichts- und Heimatverein e.V., 2012

Redaktion:

Helmut Bublies, Hermann Colli, Dr. Hans-Georg Enzenroß, Günter Rath,

Verantwortlich für Text und Abbildungen: die Verfasser. Die Bilder wurden von den Autoren der einzelnen Artikel zur Verfügung gestellt. Wir danken für die Abdruckerlaubnis.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Sie wurden in der von den Autoren überlassenen Fassung unverändert übernommen. Jede nicht genehmigte Vervielfältigung ist unstatthaft. Nachdruckgenehmigungen sind beim Vorstand einzuholen.

Layout / Grafische Gestaltung:

Helmut Bublies, Hermann Colli, Dr. Hans-Georg Enzenroß, Günter Rath

Repros, Satz und Druck:

Druckerei Leute GmbH, VS-Villingen
info@druckerei-leute.de

Zum Titelbild:

Kaiser Maximilian zieht in Villingen ein! Der bedeutende Villingener Maler Albert Säger (1866–1924) hat in einem seiner Historienbilder mit viel Fantasie aufgezeigt, wie es wohl war, als der Kaiser 1499 mit seinem Tross in die alte Zähringerstadt einritt. Empfangen von einer jubelnden Menschenmenge, die ihre Stadt prächtig herausgeputzt hatte. Das Bild, (hier ein Ausschnitt aus dem 3,30 Meter breiten und 1,80 Meter hohen Gemälde) hing früher im ehemaligen „Bürgerlichen Brauhaus“, das als „Maierhof“ bekannt war. Es wurde im Museum aufbewahrt und soll, nach einer umfangreichen fachmännischen Restaurierung, in der Zehntscheuer der Narrozunft wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Der Geschichts- und Heimatverein Villingen beteiligt sich an der Restaurierung mit einer Spende von 3000 Euro. Bericht ab Seite 8 in diesem Heft. Bild: Colli

Inhalt

Impressum	3	<i>Edith Boewe-Koob</i> Carolina Wittum – die letzte Äbtissin des Villinger Klarissenklosters	45
Vorwort	7	<i>Heinz Lörcher</i> Zusammenleben von Juden und Nicht-Juden in Villingen nach 1862	53
<i>Hermann Colli</i> Sägerbilder sollen Zehntscheuer schmücken .	8	<i>Anita Auer</i> Nichts ist so, wie es scheint Ein Forschungsprojekt sucht nach Geschichtsklitterungen in der volkskundlichen Sammlung der Städtischen Museen	68
<i>Kurt Müller</i> Der Zelebrationsaltar im Villinger Münster .	10	<i>Hermann Colli</i> Revellios eindringliche Mahnung wurde gehört Vor 30 Jahren Franziskaner-Konzerthaus eingeweiht	72
<i>Ina Sahl</i> Die Theaterkulissenfunde – ein historischer Kultur-Krimi aus Villingen .	15	<i>Wolfgang Trenkle</i> Wieder ein Stück Stadtgeschichte sichtbar gemacht Villinger Gutleuthaus und die Kapelle St. Vitus im Modell	75
<i>Carla Gramberg</i> Historische Frauenpersönlichkeiten in Villingen – ein Rundgang durch die vier Stadtviertel ...	19	<i>Stefan Simon</i> Regina Hiekisch Eine Weltoffenheit, die sich in künstlerischer Vielfalt bemerkbar macht	79
<i>Kurt Müller</i> Nachruf auf Klaus Ringwald Predigt in der Pfarrkirche St. Urban in Schonach	23	<i>Wolfgang Trenkle</i> Historische Schätze der Uhrmacherkunst. Hellmut-Kienzle-Sammlung	85
<i>Bertram Jenisch</i> Die Villinger Stadtmauer Gedanken zum größten Denkmal der Stadt .	27	<i>Ute Schulze</i> Bürgermeister Zacharias Xaver Kegel und der Lehrgelderfonds	90
<i>Heinrich Schidelko</i> Lebenserinnerungen einer verdienten Klosterfrau Langjährige Superiorin Eva-Maria über Leben und Klostergeschichte	35		
<i>Marga Schubert</i> Im Kloster ist auch Gegenwart Geschichte St. Ursula unter neuer Leitung	42		

<i>Gerhard Hauser</i> Villinger Glocken in aller Welt	94	<i>Hermann Colli</i> Flagge zeigen bei der Wallfahrt	128
<i>Marga Schubert</i> 195 Jahre Firmengeschichte Görlacher	98	<i>Marga Schubert</i> Beim Hauck kaufte schon die Oma ein	130
<i>Gerhard Graf</i> Der Villinger Fahnschwinger	101	<i>Helga Echle</i> Jahresrückblick 2012	134
<i>Klara Allgeier, Susanne Schneider</i> 25 Jahre Krone Ein Denkmal erzählt seine Geschichte	104	<i>Redaktion</i> Jahresprogramm 2013	140
<i>Lambert Hermle</i> De Bott vu Villinge	107	Autorenverzeichnis	142
<i>Wilfried Steinhart</i> Steinmetzzeichen von Hans Amann in der Johanniskirche entdeckt	108		
<i>Wilfried Steinhart</i> Der Johanniterkomtur Dietrich Rollmann von Dattenberg, gest. 1632	111		
<i>Joachim Wöhrle, Hansjörg Fehrenbach</i> Nutzung der ehemaligen Zehntscheuer der Universität Freiburg in Villingen	114		
<i>Claudia Hoffmann</i> Villingen als Keimzelle des globalen Marktes	117		
<i>Marianne Kriesche</i> Tradition und Modernität 40 Jahre Gymnasium am Hoptbühl	121		
<i>Hermann Colli</i> Adolf Schleichers letzte Pilgerfahrt Ein Nachruf	126		

Liebe Mitglieder,
verehrte Leserinnen und Leser,

mit allen guten Wünschen für ein gutes, gesundes und erfolgreiches Jahr 2013 übergeben wir Ihnen das neue Jahreshft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen e.V.

Wir hoffen und wünschen, dass Sie auch in der diesjährigen Ausgabe viel Interessantes und Neues finden und alte Erinnerungen wach werden. Mit diesem Jahreshft möchten wir Ihnen wieder einen weiten Blick in Kultur und Geschichte unserer Stadt und der Region anbieten. Einmal mehr ist ernsthafte Forschung betrieben worden, die die historische Kenntnis über die alte Stadt Villingen bereichern und Heimat in der heutigen Zeit mit unterschiedlichen Sichtweisen und Darstellungen näher bringen soll.

Es ist uns eine große Freude, dass auch in diesem Jahr wieder zahlreiche Mitglieder unseres Vereins zur Feder gegriffen, in ihren Erinnerungen gegraben und über ihre Nachforschungen berichtet haben. Mein Dank gilt deshalb besonders allen Autorinnen und Autoren, aber gleichermaßen auch allen Referentinnen und Referenten, die mit ihren Vorträgen unser Programm bereichert haben.

Ein herzliches Dankeschön all unseren Mitgliedern und Freunden, die unsere Veranstaltungen besucht und damit zum Gelingen eines erfolgreichen Vereinsjahres beigetragen haben und all denen, die uns durch Spenden und Inserate im zu Ende gehenden Jahr unterstützt haben.

Es war und bleibt die Aufgabe des Geschichts- und Heimatvereins, den kostbaren Schatz künstlerischer, architektonischer, volkskundlicher und religiöser Art in der Stadt zu achten, zu pflegen und der nächsten Generation zu übergeben. Die Rückbesinnung auf die gemeinsamen Wurzeln, auf das, was seit je verbindet, ist der beste Weg, Heimat zu schaffen und Zukunft zu gestalten.

A handwritten signature in black ink, reading "Günter Rath". The signature is written in a cursive, slightly slanted style.

Sägerbilder sollen Zehntscheuer schmücken

Hermann Colli

Michael Hütt: „Eine Superlösung“ / GHV spendet 3000 Euro für Restaurierung



Vor dem 3,50 Meter breiten und 1,80 Meter hohem Historiengemälde, das Albert Säger 1901 gemalt hat und das den Einzug von Kaiser Maximilian im Jahre 1499 in Villingen zeigt, von links Zunftmeister Joachim Wöhrle, GHV Vorsitzender Günter Rath, der Leiter des Franziskanermuseums, Michael Hütt, der aus der Hand von GHV Schatzmeister Hasko Froese einen Scheck in Höhe von 3000 Euro entgegennimmt, sowie Hanni Hirt und Doris Feld.

Noch ist es nicht soweit, dass die wertvollen Historienbilder von Albert Säger in der Zehntscheuer der Narrozunft zu bewundern sind, aber die Vorfreude auf darauf ist schon groß. Das zeigte sich als der Geschichts- und Heimatverein Villingen (GHV) dem Leiter des Franziskanermuseums, Michael Hütt, eine Spende von 3000 Euro für die Restaurierung eines der Bilder übergab.

Der Vorsitzende des GHV, Günter Rath, freute sich, dass das Vorhaben, das vor gut einem Jahr Doris Feld angestoßen hatte, in der breiten Bürgerschaft auf eine so große Resonanz gestoßen ist. Die Idee, die seit Jahrzehnten in Museum auf-

bewahrten Bilder, welche einst im ehemaligen Bürgerlichen Brauhaus „Maierhof“ die Wände zierten, wieder in den Blickwinkeln der Öffentlichkeit zu rücken, ist schon jetzt zu einem Erfolg geworden, denn für drei der insgesamt sieben großflächigen Gemälde, ist die Finanzierung gesichert. Der GHV, so Rath, erfülle mit der Spende eine seiner wichtigen Aufgaben, nämlich Stadtgeschichte transparent und erfahrbar zu machen. Mit dem Maler Albert Säger fühlt sich der GHV seit jeher sehr verbunden, das brachte Rath auch gegenüber der anwesenden Großnichte Sägers, Hanni Hirt, zum Ausdruck.

Mit 3000 Euro übernimmt der GHV die Hälfte der Restaurierungskosten für Sägers historisches Bild vom glanzvollen Einzug des Kaisers Maximilians im Jahre 1499 in Villingen. Das Gemälde ist rund 3,50 Meter breit und 1,80 Meter hoch. Die Leinwand ist, wie die Restauratorin, Ina Sahl, erläuterte, in gutem Zustand, das Bild hat aber doch etliche Mängel. Gelockerte Fehlstellen müssen ersetzt und befestigt werden. Durch Nikotindämpfe hat das Kunstwerk einen vergilbten Überzug bekommen der beseitigt werden muss. „Das Bild wird nachher viel heller und sehr schön“, verspricht die Restauratorin.

Durch die GHV-Spende ist die Finanzierung gesichert. Für diese Maßnahme gibt es vom Land

einen Zuschuss von rund 3000 Euro. Leider kann dieser fest zugesagte Zuschuss erst 2013 beantragt werden. Es ist also Geduld gefordert.

Der Leiter des Franziskanermuseums, Michael Hütt, ist begeistert von der Initiative des GHV und der Narrozunft. Es sei bisher nicht möglich gewesen, die großflächigen Historienbilder aufzuhängen. „Jetzt haben wir mit der Zehntscheuer einen hervorragenden Ort gefunden, wo sie der Öffentlichkeit präsentiert werden können, das ist eine Superlösung“, schwärmt Hütt. Große Freude auch bei der Narrozunft. Zunftmeister Joachim Wöhrle: „Die Bilder werden, wie früher im Maierhof, die Besucher und Gäste in der Zehntscheuer, wo ja auch eine Wirtschaft eingerichtet wird, erfreuen“.



Ein äußerst lebendiges Bild vom Einzug Kaiser Maximilians im Jahre 1499 in Villingen – hier ein Ausschnitt – hat der Villingener Maler Albert Säger 1901 geschaffen. Das Bild hing zusammen mit anderen Historienbildern im früheren Gasthaus Maierhof und soll jetzt in der Zehntscheuer der Narrozunft im Riet wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.



Die Silberreliefs am Altar des Villinger Münsters

Am 6. Oktober konnte Dekan i. R. Kurt Müller seinen 75sten Geburtstag feiern. Im Münsterzentrum hat er im Rückblick auf 27 Jahre Tätigkeit als Münsterpfarrer den Gästen eine Bildmeditation gehalten über die 4 Silberreliefs, mit denen Klaus Ringwald den damals neuen Münsteraltar geschmückt hat, der am 2. Mai 1982 von Erzbischof Oskar Saier konsekriert wurde.

Kurt Müller sagte, er wolle nicht von „Heldentaten“ während seiner Dienstzeit berichten, aber er wolle an eine „Sternstunde“ erinnern. Eine solche bedeutet für ihn das erste Anzünden der Kerzen am neuen Altar. Was ihm beim sorgfältigen Betrachten

der vier Bilder am Altar durch den Kopf ging damals und was auch heute noch gilt wird hiermit weitergegeben.



Der Pfau

Die alltäglichen Vorstellungen und Assoziationen, die das Wort „Pfau“ in uns erwecken, sind zunächst negativer Art. Wir denken an Stolz und Eitelkeit, an Selbstherrlichkeit und Arroganz, die der Pfau mit seinem aufgestellten Rad aus schillernden Schwanzfedern verkörpert. Und wer dazu weiß, dass der Pfau nicht wie andere Vögel singen kann, sondern nur laute, unmelodische Schreie ausstößt, der hat Verständnis für den schlechten Vers, der über den Pfau gemacht wurde: „Der Pfau schleicht wie ein Dieb durchs Land, hat Teufels-Stimm' und Engels-G'wand.“

Mit solchen Urteilen über den Pfau kann man natürlich sein Erscheinen am Altar nicht rechtfertigen. D'rum ist zu wissen, dass es Zeiten gab, die dem Pfau mehr Reverenz erwiesen haben. Die Heimat des Pfau ist Indien, und dort galt er als Symbol für die Sonne, für immerwährende Jugend

und Unsterblichkeit. Seit dem Feldzug Alexanders des Großen nach Indien ist dieser große Vogel in der antiken Welt des Mittelmeerraumes bekannt geworden und wurde als vornehmer Schmuck in hochherrschaftlichen Gärten und Palästen gehalten. Mit Staunen und Bewunderung beobachtete man, wie jeder Frühling sein prachtvolles Federkleid erneuerte. Das machte ihn zum Symbol des neuen Lebens im Frühjahr. Schließlich wurde der Pfau der Apotheose (Vergöttlichung) Gefährte der Kaiserin, so wie der Adler Gefährte des Kaisers war. Vom ewigen Frühling und von der Unsterblichkeit des Kaisers erzählen daher die vielen Pfauenbilder auf antiken Wandfriesen und Bodenmosaiken.

Die junge Christenheit hat viele künstlerische Stilelemente und Vorstellungsmuster aus der antiken Welt übernommen und weiterentwickelt. Und so taucht auf Sarkophagen und Katakombenschmuck bald der Pfau im christlichen Raum auf; nun allerdings in veränderter Bedeutung. Er ergeht sich im Paradiesgarten, und das Farbenspiel seiner vieläugigen Federn lässt etwas von der Schönheit und vom ewigen Frühling des Paradieses, des Gottesreiches ahnen. Der Pfau ist Herold der künftigen Herrlichkeit. Oft sieht man auch auf frühchristlichen Darstellungen den Pfau, wie er vom Wasser des Lebens trinkt oder sich an den eucharistischen Früchten des Weinstocks labt. Damit gilt er wie die Taube als Symbol der unsterblichen Seele.

Wie hat der Künstler nun den Pfau am Altar dargestellt? Er zeigt nicht sein typisches Imponiergehabe mit groß geschlagenem Rad, er schreitet ruhig mit seinem kecken Krönchen in das Bildfeld herein, der lange Federschweif, am Boden streichend, ragt über den Bildrand hinaus. Er zeigt sich von seiner schlichten Seite. Er könnte großartiger auftreten, tut es aber nicht. „Mehr sein als scheinen“. Er ist Symbol, tastender Fingerzeig, schüchternere Bote der kommenden Herrlichkeit.

Die Bilder des Altars sprechen alle verheißungsvoll von noch verborgener Wirklichkeit. Paulus sagt: „Wir sehen nämlich jetzt durch einen Spiegel rätselhaft, dann aber von Angesicht zu Angesicht.“ Man kann den Altar und seine vier Bilder in einer ruhigen Stunde für sich allein mit Gewinn betrach-

ten. Die eigentliche Rolle aber spielen die vier Silberreliefs in ihrer tiefen theologischen Bedeutung dann, wenn die Gemeinde sich zur Liturgie um den Altar versammelt hat und feiernd, der Heilstaten Gottes gedenkend, mit Zuversicht dem Herrn entgegenght.



Der Hirsch

Wer den Altar umschreitet, begegnet dem Hirsch. Er beherrscht das für ihn ausgesparte Feld wie der König der Wälder sein Revier. Grazil sind die Läufe und deuten seine Schnelligkeit an. Der feingearbeitete Rumpf mit den sichtbaren Rippenbögen lässt an lange Durststrecken denken, die er hinter sich hat. Sein sensibler Spürsinn hat ihm den richtigen Weg gewiesen, er hat den Bach erreicht, der lebendig zum linken Bildrand hereinspringt wie ein frischer Bergquell. Der Hirsch will die Fülle genießen, er tritt mit dem müden Vorderlauf hinein in den Überfluss und trinkt. Dabei wenden sich dem Betrachter die zehn Enden seines Geweihes, seine Trophäe, zu. Anmut und Stolz stecken in seiner Gestalt, Durst und Trank, Suchen und Finden sind meisterlich dargestellt.

Was soll der Hirsch in der Kirche, was kann das Tier am Altar bedeuten? Nicht erst die Barockzeit lässt Vögel durch die hellen Kuppeln fliegen und malt allerlei Tiergestalten in die lichten Fresken. Schon die Romanik schuf in ihren Kirchen, die wehrhaft wie Gottesburgen aussahen, auch eine

schützende Heimstatt für Pflanzen und Tiere, die vor allem in die herrlichen Säulenkapitelle hineingearbeitet waren. In der rettenden Arche waren Mensch und Tier beieinander. Wo Gottes Heilstaten verkündet und erfahren werden, im Gotteshaus, da darf die ganze Schöpfung sich zur Anbetung versammeln.

Der Hirsch nun hat die Jäger immer fasziniert, und wer möchte nicht ein Jäger sein und ihm im Frühlicht begegnen? Als in keltisch-römischer Zeit Menschen unserer Gegend am Brigachursprung ein Quellheiligtum errichteten, haben sie es geschmückt mit einem Hirsch, einem Vogel und einem Hasen. Forscher deuteten das in den dreißiger Jahren aufgefundene Bild und meinten, der Hirsch sei das Wappentier des Waldgottes Silvanus.

In der Gedankenwelt der frühen und mittelalterlichen Christen spielte der Hirsch in den Legenden vom heiligen Nothelfer Eustachius und vom heiligen Hubertus eine große Rolle. Ein leuchtendes Kreuz im Geweih des mächtigen Hirsches, auf den die Jäger schon angelegt hatten, zwang sie, den Bogen zu senken. Aus Jägern wurden Heilige. Und eine schöne, halbvergessene Legende aus der Baar lebt weiter auf einem Bild in der einst bekannten Wallfahrtskapelle St. Marx in Mistelbrunn. Der seligen Ruchtraud von Almshofen schreitet, weil sie sich im nächtlichen Winterwald verirrt hat, sie rettend ein kapitaler Hirsch voran bis nach St. Marx. Auf seinem Geweih strahlen 12 Kerzen und weisen den Weg zum Heiligtum.

Aber die eigentliche Begründung für den Einlass des Hirsches in der Kirche liefert ein Vers aus Psalm 41. Er ist ein Lied vom Heimweh nach Jerusalem und seinem bergenden Heiligtum, dem Tempel. Dort heißt es: „Wie der Hirsch lechzt über den Bachbetten, so lechzt meine Seele nach dir, Jahwe. Es dürstet meine Seele nach Jahwe, dem lebendigen Gott.“

Wer staunend in alten Basiliken oder Baptisterien zu Rom, Ravenna oder Neapel vor den nach tausend Jahren fast in überirdischem Glanz leuchtenden Mosaikwänden steht, der gewahrt oft den über die Quelle gebeugten trinkenden Hirsch. Das hervorragendste, weil älteste Beispiel ist die aus dem 4. Jahrhundert stammende Taufkirche des hei-

ligen Johannes in Neapel. Dort steht mit einladender Geste auf seinen Hirtenstab gestützt der „Gute Hirt“ (Christus) und weist auf 2 Hirsche links und rechts, die aus vollen Zügen trinkend an den Bächen stehen, die zu seinen Füßen entspringen. Das ist eine in Bildersprache ausgedrückte herzliche Einladung zur Taufe. Deshalb nennt Joseph Wilpert, der Altmeister der Ikonographie, die trinkenden Hirsche „das Taufsymbol per excellentiam“.

Das große Apsismosaik der St.-Klemens-Basilika in Rom zeigt zu Füßen des Kreuzes vier Quellen, die vier Evangelien. Daraus trinken zwei Hirsche. Sie sind Symbol für den nach Wahrheit suchenden, um Glauben ringenden und auf Erlösung angewiesenen Menschen. Die Begegnung mit dem Gekreuzigten und seinem Wort stillt diesen Durst.

Der hohe Auftrag des Altars ist, zu solcher Christusbegegnung einzuladen und den Durst nach Lebenskraft von Christus her im Sakrament zu stillen. Das uralte Symbol vom trinkenden Hirsch ist ein würdiger und zur Meditation anregender Schmuck des neuen Münsteraltars.



Maria auf der Totenbahre

Vom Kirchenschiff her fällt der Blick zunächst auf die Darstellung vom Tod Mariens. Große mittelalterliche Darstellungen des selben Themas etwa in der Stadtkirche Engen, in Winterspüren

oder Riedheim im Hegau tragen den Namen „Maria-End“. Dieses zunächst etwas verwunderliche Thema wird sofort verständlich, wenn man es in Zusammenhang sieht mit der „Marianischen Achse“, die das Münster „Unserer lieben Frau“ nach seiner völligen Fertigstellung durchzieht. Es wird der Besucher des Münsters am Hauptportal rechts unten vom Verkündigungengel begrüßt; der Blick geht das Tor hinauf nach Bethlehem, zur Flucht nach Ägypten, nach Kana und bis unters Kreuz, wo Maria auch im Sterben ihren Sohn nicht verlässt. Wer das Portal öffnet, sieht dann bald das silberne Medaillon vom Tod Mariens am Altar. In einem Kirchenlied heißt es: „Ihr Sohn, der Tod und Grab besiegt, er lässt im Tod die Mutter nicht!“ Darum erscheint auf der Rückseite des Altars ein Medaillon mit der Darstellung der Aufnahme Mariens in den Himmel. Und endlich ist das Thema des neugotischen Hochaltars: Mariä Krönung. Somit hat der Mariertod seinen rechten Platz in der Bilderwelt des Münsters. Wir können nun näher herantreten und das Relief genau betrachten.

Auf einer armen Totenbahre liegt Maria. Ihr Lebenswerk ist getan, die Hände ruhen endgültig übereinander gekreuzt. Gleich wird das Leichentuch über sie geschlagen, so ist sie zum Begräbnis bereitet. Die ausgestreckte Gestalt, die Bahre und das Grabtuch betonen stark die Horizontale; das wirkt wie ein radikaler Schlussstrich, da ist etwas mit allem Ernst zu Ende gegangen. Wie aller Menschen Leben, so mündet auch das der Maria im Tod.

Um die Vertikale gruppiert sind 5 Vertreter der Apostel in der Gebärde der Trauer. Sie wollen nicht sehen, was der Tod da angerichtet hat, sie wollen die traurige Kunde nicht hören. Daneben flackert auf einem einsamen Leuchter die Totenkerze.

Das Flämmchen könnte das Sterbezimmer nur gespenstisch erhellen, es dient nicht der Beleuchtung, die Flamme und ihr Schein tasten nach oben in die gleiche Richtung, in die auch das Antlitz der Toten ausgerichtet ist. In der Gestalt der brennenden Kerze auf dem Leuchter betritt zaghaft aber unübersehbar österliche Hoffnung das Bild von Mariens Tod.



Die Aufnahme Mariens in den Himmel

Wer als Pilger oder Tourist nach Jerusalem kommt, der begegnet in der von deutschen Benediktinern betreuten Basilika „Dormitio“ einer uralten Jerusalemer Tradition, dass dort der Heimgang der Mutter Maria sich ereignet habe. Nach einer ebenfalls frühchristlichen Tradition gilt ein Haus in Ephesus als letztes Wohnhaus und damit Sterbehaus Mariens. Dieser einfache Hinweis genügt schon, um klar zu machen, dass es sich bei dem dargestellten Ereignis nicht um eine historisch fassbare Tatsache handelt, sondern um eine dogmatische Tradition. Das heißt: die gläubige Reflexion der Kirche über die Rolle und Würde der Mutter Maria in den neutestamentlichen Texten führte im Lauf der Zeit zur immer deutlicheren Glaubensgewissheit: Maria ist am Ziel!

Erst 1950 formulierte Papst Pius XII. in Übereinstimmung mit den Bischöfen des Erdkreises den katholischen Glaubenssatz: „Die unbefleckte, immerwährend jungfräuliche Gottesmutter Maria ist, nachdem sie ihren irdischen Lebenslauf vollendet hatte, mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen worden.“ Es will bedacht sein, dass Begriffe wie „Heimgang, Aufnahme oder Himmelfahrt“ Mariens „Chiffren“ sind, die eine Wirklichkeit und Wahrheit ansagen, die sich menschlicher Formulierungskunst eigentlich entziehen. Daher sagt die Schrift richtiger: „Kein Aug’ hat’s gesehen, kein Ohr hat’s gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor. 2,9).

Wenn schon das „Sagen“ von Glaubenswahrheiten solche Schwierigkeiten macht, dann steht erst recht die gemalte oder plastische Darstellung vor der großen Aufgabe, nicht allzu menschliche (Anthropomorphe) Vorstellungen zu fixieren, sondern die Weite und Tiefe des Glaubens offen zu halten.

Bei aller Einfachheit der dargestellten Figuren ist in Ringwalds Relief diese geforderte Offenheit auf den Glauben hin gelungen. Das diagonal verlaufende Wolkenband ist nicht in der Stratosphäre lokalisiert. Dieses Gewölk steht für die uns Menschen unüberschreitbare und unseren Erfahrungshorizont radikal begrenzende Linie zwischen Zeit und Ewigkeit, diesseits und jenseits, Erde und Himmel.

Das Mysterium des dreifaltigen Gottes wird in der den Christen wohlvertrauten Form in der oberen Hälfte gezeigt. Der thronende Vater hat zu seiner Rechten den jugendlichen Christus. Über und zwischen ihnen wirkt in Gestalt der Taube der heilige Geist. Das Dreieck, in das hinein die Figuren gesetzt sind ist selber wieder ein Dreifaltigkeitssymbol. Klaus Ringwald zeigt den Sohn nicht sitzend zur Rechten Gottes in Herrlichkeit sondern ganz der Schöpfung und den Menschen zu gebeugt.

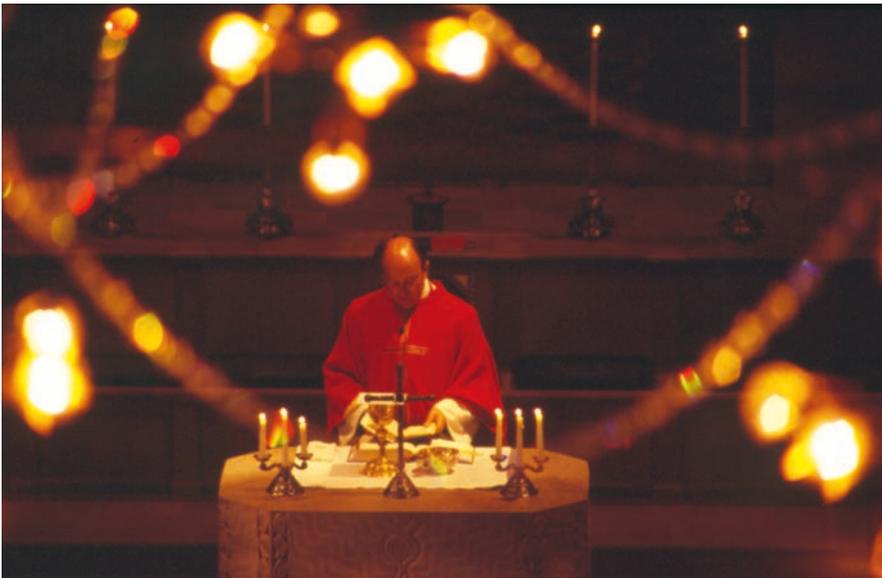
Das lässt an Paulus denken: „Er war wie Gott, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein, son-

dern entäußerte sich, wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich“ (Phil. 2,6).

Von unten, vom Raum der Schöpfung und Vergänglichkeit her kommt Maria schwebend ins Bild. Sie hat sterbend Ort und Zeit verlassen und schwingt sich auf ins Grenzenlose zu dem, dem ihre Sehnsucht gilt. Im Zentrum des Reliefs, in der Bildmitte an der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit, begegnen Jesus und Maria einander von Angesicht zu Angesicht, greift er rettend nach ihren haltsuchenden Armen aus. Gott Vater hält segnend und bestätigend seine Hand über dieses beglückende Geschehen. Es liegt ein Schimmer von Hoffnung und Verheißung für alle Menschen in dieser innigen Szene. Andreas Gryphius formuliert diese Hoffnung in einer Gedichtstrophe:

„Lass, wenn der müde Leib entschläft, die Seele wachen, / und wenn der letzte Tag wird mit mir Abend machen, / so reiß mich aus dem Tal der Finsternis zu dir!“

Kurt Müller sagte am Schluss seiner Meditation: „Sie haben miterlebt, dass ich an einem wertvollen Altar, also an einem kostbaren Arbeitsplatz 27 Jahre meinen Dienst als Münsterpfarrer tun konnte. Mein heutiger Wunsch ist, dass noch viele Jahrzehnte eine große Gemeinde sich um diesen Altar versammeln kann und mit frohem Glauben miteinander Eucharistie feiert.



*Ein stimmungsvolles Bild:
Altdekan Pfarrer Kurt Müller
am Zelebrationsaltar von
Klaus Ringwald im Villingener
Münster.
Blick von der Orgelbühne
durch die Kronleuchter in
den Altarraum.*

Die Theaterkulissenfunde – ein historischer Kultur-Krimi aus Villingen

Ina Sahl

Auf der Bühne ist es noch ruhig, aber um die Kulissen herum geht es bereits hoch her. Denn diese Fragmente einer Bühnengestaltung sind ein ganz besonderer Fund aus der Zeit des klösterlichen Schultheaters in Villingen. Bereits vor der Jahrtausendwende wurden die in 167 Einzelbretter zersägten, beidseitig bemalten Bretter einer Bühnendekoration im Zuge von Umbaumaßnahmen im Dachgeschoss des Hauses Kanzleigasse 3 in der Villingener Altstadt entdeckt. Die Eigentümer erkannten die Besonderheit der Bretter mit Bemalung und übergaben die Sammlung 2004 den städtischen Museen Villingen-Schwenningen. Diese übernahmen dafür die Aufgabe, sich um den Erhalt der Malerei zu kümmern, die sich in einem dramatisch schlechten Zustand befand, da sie fast sämtlich von den Holzbrettern abzufallen drohte. Neben der Rettung durch konservatorische Maßnahmen hat es sich seit 2011 eine etwa 15-köpfige Fachgruppe aus Kunsthistorikern, Archivaren, Theaterwissenschaftlern, Restauratoren und Bauforschern zur Aufgabe gemacht, das Geheimnis der Herkunft, Funktion und Verwendung dieser Bretter zu lüften. Im Spätherbst 2013 werden die Ergebnisse dieser fast als kriminalistisch zu beschreibenden Spurensuche dann im Rahmen einer Sonderausstellung im Franziskanermuseum in Villingen zu sehen sein.

Was ist nun das Besondere an diesem Fund Villingener Stadtgeschichte, der vermutlich in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zu datieren ist? Auf den ersten Blick scheinen die zersägten Holzkulissen mit ihren zum Teil recht einfachen und stereotypen Leimfarbenmalereien keine sensationelle Entdeckung zu sein. Was diese bemalten Bretter jedoch so spannend und besonders macht, ist die Tatsache, dass sie zum einen Licht und neue Erkenntnisse in das Kapitel der Stadtgeschichte des Franziskaner- und Benediktinerklosters und des

dort praktizierten Schullebens bringen können. Vor allem aber sind sie einzigartig, weil nach dem derzeitigen Stand der Forschung kein anderes erhaltenes Beispiel einer massiven hölzernen Bühnendekoration eines klösterlichen Schultheaters europaweit bekannt ist. Allein in Stift Lambach in Oberösterreich ist überhaupt eine Bühnenausstattung aus dem klösterlichen Bereich bekannt. Schriftliche Quellen sind vielerorts überliefert, aber der materielle Bestand ist verloren gegangen. Natürlich kennt man historische Kulissen, vor allem aus dem höfischen Bereich, sei es Schloss Ludwigsburg oder Bruchsal, aber diese Bühnenelemente bestehen sämtlich aus bemalten Leinwänden, die auf Holzrahmen aufgespannt sind oder gerafft werden. Ein Forschungsthema ist unter anderem, in wie weit sich Bezüge aufgrund technologischer Merkmale zu Heilig-Grab-Installationen herstellen lassen, die ebenfalls auf hölzernen Trägern gemalt wurden. Auch historisch und stadtschaftlich haben die Theaterbretter weitere Fragen aufgeworfen. So wird zur Zeit erforscht, ob sich Hinweise zu dem ursprünglichen Verwendungsort – vom Fundort aus nur ein paar Häuser die Straße hinauf – zum damaligen Benediktinerkloster verdichten lassen.

Diesen Sommer wurde das Wagnis unternommen, eine ausführlichere Untersuchung der fragilen, zum Teil noch nicht restaurierten Einzelbretter durchzuführen. Eines der wichtigsten Ergebnisse war die Zuordnung der meisten Bretter zu einem der insgesamt fünf verschiedenen Szenenbilder. Eine besondere Herausforderung bot dabei die doppelseitige Bemalung der meisten Tafeln, die zusammen mit der zweischichtigen Übermalung der jeweiligen Tafelseiten die mehrjährige Verwendung dieser Holzbretter zu Theaterzwecken belegt. Klar ist, dass die Szenenbilder nicht vollständig vorhanden sind, sondern die „zusammen-



*Waldszene mit einer Gesamthöhe von etwa 2,20 m,
zusammengesetzt aus bereits konservierten und noch
nicht bearbeiteten Brettern.*



*Detail eines
Eichbörnchens
der Wald-
szene.
Das Ausmaß
der verloren
gegangenen
Malschicht-
partien lässt
den fragilen
Zustand
erahnen.*

gepuzzelten“ Versatzstücke mehr oder weniger lückenhaft bleiben. Dennoch ist so viel Material vorhanden, dass sich dem Betrachter das Gesamtbild erschließt und die Lücken vielmehr der Fantasie zur Vervollkommnung des Bildes dienen.

Verwendet wurden grob zugerichtete Bretter verschiedener Hölzer, die in flotter, auf Fernsicht ausgerichteter Malweise von unterschiedlich begabten Malern ausgeführt wurden. Es gibt einen Palast, dessen Wände mit Vorhängen, Balustraden und marmorierten Säulen in rot-grünen Farbtönen aus-

gestattet sind. Eine andere Wandgestaltung besteht aus blau-rosa Vertäferungen, zu denen Medaillons gehören, die mit kleinen Landschaften ausgeschmückt sind. Auf der Palastrückseite sowie einer weiteren Szene erheben sich urwüchsige Wälder, die in einen blauen Himmel ragen. Ganz konträr dazu präsentiert sich eine Szene mit formgeschnittenen Bäumen eines durchgestalteten Gartens. Auf einer Tafelrückseite fügt sich das Bild zu einem großen grau-schwarz gemusterten Vorhang zusammen. Sehr schön ist eine Stadtansicht mit perspektivischen Fluchten und Torbögen. Rätselhaft bleibt

dagegen eine Tafel mit Totenköpfen, die sich in keine der Szenen einfügen lässt.

Das größte Problem, vor das sich das Team der Forschenden gestellt sieht, ist der höchst fragile Zustand der Malschicht. Durch den Abbau des leimhaltigen Bindemittels und die mechanischen Beschädigungen während der Spätverwendung als Bauholz blättert und pudert die Malerei stellenweise bei kleinsten Berührungen und Erschütterungen ab. Wichtigstes Ziel ist daher die konservatorische Bearbeitung der einzelnen Bretter, um den vorhandenen Bestand zu sichern und zu erhalten und ihn durch Reinigung der stark verschmutzten Oberflächen präsentierbar zu machen. Diese Arbeit, die von der Stuttgarter Restauratorin Daniela Hedinger seit der Auffindung und Bergung der Tafeln durchgeführt wird, ist ein aufwendiger Prozess. Das Festigungsmittel muss durch die feinen Risse des Krakeeles und entlang der ausgebrochenen Kanten zwischen Malschicht und Holztafel manövriert werden, ohne sich auf der Oberfläche anzusammeln. Das Ergebnis dieser zeitaufwendigen Arbeitsweise, die gleichzeitig mit einer Reinigung der Oberfläche von Schmutz und Staub einhergeht, bringt neben der Sicherung der Malschicht die ursprüngliche Farbigkeit zum Vorschein, die wesentlich kräftiger und intensiver ist als die des Fundzustandes.

Naturwissenschaftliche Untersuchungsmethoden wie die Dendrochronologie sollen eine genauere zeitliche Einordnung erlauben. Zahlreiche Details führen auf die Spur von möglichen Formen der Montage, der Anordnung auf der Bühne und überhaupt der einrahmenden Funktion des darin gebotenen Schauspiels. Doch nicht alle Fährten lassen sich bis ans Ende verfolgen und bewahren dem Objekt das Maß an Geheimnis, welches es uns erst recht als reizvoll erscheinen lässt.

Das Projekt bedeutet für die städtischen Museen seit 2004 einen allein aus dem städtischen Budget nicht zu finanzierenden Kostenfaktor. Dank der großzügigen Unterstützung von Sponsoren und Spendern, zu denen auch der Geschichts- und Heimatverein Villingen zählt, befindet sich das Projekt jedoch auf bestem Wege und strebt der



Sorgsamer Umgang ist beim Sichten der Bretter gefragt.

Rückkehr auf die Bühne im kommenden Jahr zielstrebig entgegen. Die Ausstellung im Franziskanermuseum vom 23. November 2013 bis zum 16. Februar 2014 wird die abenteuerliche Fundsituation und die Forschungsarbeiten zum ursprünglichen Zusammenhang der Kulissen als „Wissenschaftskrimi“ in Szene setzen. Statt fertige Wahrheiten zu verkünden, werden die Beiträge der an der Rettung und an den Recherchen Beteiligten als Einblicke in ein laufendes Ermittlungsverfahren präsentiert. Zur Entschlüsselung der vielen Rätsel um die Tafeln öffnen sich so immer weiter reichende Perspektiven von der Villingener Kloster- und Theatergeschichte über die barocke Theaterlandschaft des deutschen Südwestens bis hin zur alemannischen Fastnacht oder zum westlichen Bild des Orients.

Historische Frauenpersönlichkeiten in Villingen – ein Rundgang durch die vier Stadtviertel

Carla Gramberg

Seit einigen Jahren begleiten mich interessierte Gäste durch die vier Viertel der Stadt, um einen kleinen Einblick in das Leben bekannter Frauen aus Villingen an ihren Wirkungsstätten zu erhalten. Bitte lesen Sie Ausschnitte aus dem Leben historischer Frauenpersönlichkeiten. (Abb. 1).

1284

Agnes von Fürstenberg

Nach dem Tod ihres Mannes Graf Heinrich zu Fürstenberg im Jahr 1284 hat Agnes Zeit, über ihr Leben nachzusinnen. Ein reiches, bewegtes und erfülltes Leben an der Seite eines Nachfahren der Zähringer aus weiblicher Linie, der die Stadt Villingen als Erbe der ausgestorbenen männlichen Linie der Zähringer beansprucht. Agnes schwäbische Eltern, Graf und Gräfin von Truhendingen, verheiratet sie mit Graf Heinrich von Urach-Zähringen. Sieben Kinder werden ihnen geboren, fünf Söhne, zwei Töchter. Sie wohnen seit 1245 auf dem Fürstenberg und haben später in der Stadt einen Grafensitz. 1283 stiften sie dem Münster zu Villingen einen goldenen Kelch mit der Inschrift „Ich Kelch bin geben durch Graf Heinrich von Fürstenberg und durch Agnes sein Weib und durch ihre sieben Kinder“. Der von ihnen neu gebaute gotische Chor am Villingener Münster wird ihre zukünftige Grablege; ihr Verwandter, der König Rudolf von Habsburg, ist zu Besuch in der Stadt, er wird die Söhne am 16. November 1282 zu Rittern schlagen, bei einem großen Fest auf dem Villingener Münsterplatz. Zwei Söhne werden als Nachfolger ausgebildet, die Töchter sind standesgemäß verheiratet, drei ihrer Söhne widmen sich später kirchlichen Aufgaben. Das Heilig-Geist-Spital in Villingens Mitte nimmt als Stiftung Agnes von Fürstenbergs Gestalt an. Es wird für viele kranke, alte Menschen, arm und reich, Mütter und Kinder, ein Ort der Pflege und Versorgung sein, eng mit



Abb. 1: Nicht immer ist das Leben so glücklich, wie es scheint ...

ihrem Namen verbunden. Aus ihrem väterlichen Erbe gehen Schenkungen an Klöster in ihrer Heimat. Agnes unterzeichnet Urkunden mit ihrem eigenen Siegel. Sie will den Schleier nehmen wie andere adlige Witwen, sich in ein Kloster in Schwaben zurückziehen. Ihr Sohn Egen wird Stadtherr von Villingen. Agnes überlebt ihren Mann um zehn Jahre.

1300

Elisabeth Heimbürg

Elisabeth Heimbürg aus Villingen beschließt mit 14 Jahren, in den Dominikanerinnenorden St. Katharinental in Diessenhofen bei Schaffhausen einzutreten. Wie es in ihren Kreisen üblich ist, geben die Eltern gerne Töchter in ein bekanntes Kloster. Sie werden dort für das Seelenheil der Angehörigen beten, sich dem geistlichen Leben widmen und auf eine Familie verzichten. Als Tochter aus angesehener Patrizierfamilie in Villingen bringt sie eine gute Mitgift mit, sie kann ihr klösterliches Leben voll dem Gebet, der Askese, der Mystik widmen. Und darin wird sie ganz vor-

bildlich für ihre Mitschwestern im Kloster St. Katharinental sein.

Wochenlang wird sie schweigen, fasten, sich kasteien, geißeln, die Wärmestube nicht aufsuchen. Sie hat Visionen, und ihre Mitschwestern – auch einige von Villingen selbst – erfahren von ihren Prophezeiungen. Ihr klösterliches und mystisches Leben ist so vorbildhaft, dass dies in einer Legende und einer Vita aufgeschrieben werden wird. Im Pflegehof St. Katharinental zu Villingen werden später in unruhigen Zeiten Nonnen Zuflucht finden, denn die Katharinentaler Nonnen haben in Villingen Bürgerrecht.

1349

Juetta die Jüdin aus dem Obern Ort

Juetta mit ihren zwei Kindern lebt als Witwe im von ihrem Mann ererbten Haus im Villingener Obern Ort – in dem Geviert der heutigen Josefs-gasse / Ecke Kronengasse. Ein Eintrag im Bürgerbuch der Stadt Villingen weist sie mit ihren Kindern als Besitzerin aus; nicht als Bürgerin, sie ist als Jüdin Beisassin. Die meisten der vielleicht acht jüdischen Familien in Villingen haben dort ihr Zuhause, ihre Judenschule oder Synagoge, ihr koscheres Gasthaus. Trotz hoher Steuern an die Schutzherrn – Kaiser, König, Graf –, ständiger Verfolgung durch die christliche Bevölkerung und eingeschränkter Erwerbsmöglichkeiten versuchen die Juden ihr Leben zu meistern. Die Männer tragen einen spitzen Judenhut und ein gelber runder Stofffleck auf der Kleidung macht die Menschen als Juden kenntlich.

Am 8. September 1349 erreicht die in Europa grassierende Pest, aus Asien kommend, Villingen, und kostet viele Menschen das Leben. Ein durch eine erkrankte Ratte infizierter Floh überträgt die Krankheit durch seinen Biss auf den Menschen. Man weiß noch nichts von Bakterien und sucht nach der Ursache dieser Seuche und findet eine Erklärung: die Juden im Ort haben – wie anderswo auch – die Brunnen vergiftet. Dafür sollen sie büßen, man hatte die Schuldigen erfasst, sie misshandelt, verbrannt, vertrieben, getötet, ausgerottet. Auch Juetta und ihre zwei Kinder werden verbrannt; ein Eintrag im Bürgerbuch der Stadt



Abb. 2: Wappenstein am Haus Gerberstraße 27.

Villingen besagt, das Haus der Jüdin Juetta wurde vom „Schutzherrn“ Herzog Albrecht von Österreich an den Kanzler des Kaisers verkauft.

1614

Maria Meyer – Meisterin im Benediktinerinnen-Orden Amtenhausen (1598–1619)

1914 hat man – 300 Jahre nach der Fertigung – den schönen Wappenstein in das neu gebaute Haus in der Gerberstraße 27 wieder eingesetzt (Abb. 2). Pastellig getönt zeigt er den Menschen von heute ein Doppelwappen mit dem Hl. Sebastian und das Wappen der Meisterin des Benediktinerinnen-Klosters in Amtenhausen, dem Maria Meyer als Äbtissin vorstand in den Jahren 1598–1619. Der Hl. Sebastian, der Klosterheilige (übrigens auch noch zu sehen am verbliebenen Haus des Verwalters in Amtenhausen, die Klostergebäude sind nach der Säkularisation mit der Zeit abgerissen worden), wird hier am Baume angebunden dargestellt; die tödlichen Pfeile erreichen ihn noch nicht. Fröhliche Blumen stecken in den Füllhörnern und zieren das Wappenschild, um den Amtenhausener Pflegehof in Villingen zu schmücken und als solchen zu bezeichnen. Der Bildhauer Hans Amann, der in der Brunnengasse lebte, fertigte dieses Werk.

Bis zum Jahr 1630 nahm der Klosterhof seine Einkünfte aus Villingen und Umgebung auf, verwaltet von einem Schaffner. Dann verkaufte das

Kloster Amtenhausen die Schaffnei an die Johanniter, die bereits viele Gebäude in der ehemaligen Hüfingr Straße besaßen.

April 1641

Eva Fleigin – Magd und Hexe

Am 16. April 1641 werden vor großem, johlendem Publikum in der Oberen Straße im Kaufhaus und der Gerichtslaube die Magd Eva Fleigin, ehemals aus Münchsweyer, und ihr Meister Hans Jakob Kraut, Sohn des berühmten Hafnermeisters Hans Kraut – aus dem Villingener Hafnerort –, als Hexe und Hexer zum Tode verurteilt. Unter dem Schwert des Scharfrichters sterben die beiden; ihre Leiber werden verbrannt am Hochgericht auf der Anhöhe über Villingen beim Hubenloch.

Was war vorgefallen, dass Hans Jakob Kraut mit erstickter Stimme voller Schmerzen ausruft, „er wolle gern und willig sterben und müsse die Misshandlung leiden; er bitte Gott, dass nur die Stund bald vorhanden seye“?

Seine Magd wird verdächtigt, mehreren Menschen durch Schadenszauber den Tod gebracht zu haben. Unter den Schmerzen der Folter durch Aufziehen gesteht Eva Fleigin die Schuld am Tode eines Buben und einer „Neyerin“ und dass ihr Meister beim Hexentanz dabei gewesen ist. Die Geständnisse unter der grausamen Folter im Villingener Rathaus werden erpresst, auch dass die beiden Gott verleugnet, mit dem Teufel getanzt, Vieh verhext, das gestorben ist, und weitere Untaten getan haben, die aus dem „Hexenhammer“ aufgelistet werden.

Die beiden aus dem Hafnerort sind nicht die einzigen, deren Hinterbliebene die Verfahrenskosten bezahlen müssen: Verpflegung der Angeklagten, ihrer Richter und des Scharfrichters, das Holz für den Scheiterhaufen, den Lohn des Scharfrichters, des Stadtschreibers und des Stadtknechtes sowie eine Mahlzeit für den Pfarrer. Zwischen 1501 und 1662 werden in Villingen 50 Hexen hingerichtet – 14 % sind Männer.

10. August 1655

Juliane Ernestin, Äbtissin im St.-Klara-Kloster

Am Laurentiustag wird Juliane Ernestin, gebürtig in Villingen, in ihrem Kloster St. Klara in der

Bickenstraße zur Äbtissin gewählt. Ihre musikalisch begabte Vorgängerin Apollonia Waidmännin – sie konnte mehrere Instrumente spielen und die Orgel gut „schlagen“ – ist bestimmt ein großes Vorbild für Äbtissin Juliane; sie selbst ist besonders begabt und ausgebildet in der Schreibstube. Mit ihrer schönen Schrift und wohl gesetzten Worten gestaltet sie das Jahrzeitenbuch (Gedenktage für Verstorbene), schreibt eine Chronik des Klosters, setzt eine Biographie auf von Ursula Haider, der sehr verehrten ersten Äbtissin ihres Klosters, berichtet von den Gräueln des Dreißigjährigen Krieges in einer Aufzeichnung und führt die Rechnungsbücher in ihrer Erstzeit als Conventschreiberin. Im Jahre 1624 ist sie hocheifrig, dass die Schwestern „rotte stüffel“ und drei Jahre später „rotte niedere schuo“ erstehen können, sie berichtet, dass im Jahre 1633 die Bickenkirche durch Beschuss der Württemberger und Schweden in Schutt und Asche gelegt, das Kloster teilweise zerstört ist, dass sie 1636–1637 nach Solothurn mit drei ihrer Mitschwestern wandert und auf einem Schloss unterkommt, denn die Verpflegung im Kloster ist nicht mehr gesichert; sie erzählt von ihren Bettelfahrten in den Jahren 1638, 1653–54 nach Wien, um Gelder für den Kirchenneubau zu sammeln, von den Bettelwanderungen als Priorin in die nähere und weitere Umgebung, um die Hungersnot zu lindern. Ein tatkräftiges, anpackendes Leben hat Schwester, Priorin und Äbtissin Juliane Ernestin in schweren Zeiten geführt, seit sie 1603 mit 15 Jahren als Villingener junge Frau in den Orden eintrat und bis sie 1665 starb. Die humorvolle „Hennenvögtin“ Apollonia Agnesle Kaiserin aus München wird ihre Nachfolgerin.

Februar 1670

Verena Müller verw. Klingenuß

Es ist sehr kalt auf der rauen Baar, und Verena Müller verw. Klingenuß aus dem württembergischen evangelischen Dorf Schwenningen klopft an die Pforte des altherwürdigen Bickenklosters St. Klara in Villingen. Auf ihrem Arm Christina, ihre jüngste Tochter aus der Ehe mit Jerg Müller, den sie als sechzehnjährigen Gesellen sechs Monate nach dem Tod ihres ersten Mannes, des Schmieds

Leonhard Klingenuß, aus wirtschaftlicher Not geheiratet hat.

Christina braucht ganz dringend Hilfe; die Frauen, Hebammen, Heilerinnen in Schwenningen wissen nicht weiter. Die Mutter mit ihrem geliebten Kind spricht bei den Nonnen in Villingen vor, vielleicht haben sie Rat und Arzneien aus ihrer Heilmittelsammlung aus Tees, Salben, Wässerchen, Mandelmilch, Sud und Eingemachtem, auch Gebäck. Aber Christina überlebt diesen Winter nicht, und der Eintrag im Schwenninger Kirchenbuch berichtet davon. Es benennt auch Regeln, die die junge reformierte Gemeinde zu beachten hat: der Kontakt zu dem katholischen Villingen soll gemieden werden, unter allen Umständen.

9. November 1938

Georgine Haberer

Georgine Haberer, geb. Sekels, lebt mit ihrem Mann Berthold Haberer, einem Finanzbeamten, ihrem Sohn Joseph und dem Pflegesohn Eric(h) Gaber in der Villingen Herdstraße 18. Als der Vater seinem Sohn den geschändeten Betsaal in der Gerberstraße 33 nach der Schreckensnacht am 9. November 1938 zeigt, gibt es für die Familie nur eine Lösung: ihren Sohn Joseph mit einem Kindertransport von 10.000 deutschen jüdischen Kindern nach England zu geben (Abb. 3).

Im Dezember 1938 bringt der Vater den erst knapp zehnjährigen Joseph an die holländische Grenze.

Am 22.10.1940 wird Baden „judenfrei“ gemacht; alle jüdischen Menschen werden in einer Nacht-und-Nebel-Aktion nach Gurs in Südfrankreich verbracht. Im unmenschlichen Lager Gurs stirbt Berthold Haberer 1942; seine Frau Georgine wird in Auschwitz umgebracht.



Abb. 3: Gedenktafel für die jüdischen Mitbürger in der Villingen Gerberstraße.

Welche Qualen für eine Mutter, für die Familie, für alle Verfolgten.

Joseph Haberer, Professor für Politische Wissenschaften, Indianapolis, USA, ist durch sein Schicksal nicht verbittert; er hat gelernt, mutig zu helfen, die Augen nicht zu verschließen, wenn Menschen verfolgt werden, und möchte diese seine Erfahrungen weitergeben. Seine Mutter und seinen Vater sieht er nie wieder; sein Bruder Eric Gaber überlebt versteckt in französischen Bauernhöfen.

Mein Dank geht an das Stadtarchiv und an die Heimatforscher, die mir durch Veröffentlichungen, Vorträge und ihr Wissen es ermöglicht haben, einen Rundgang durch die vier Viertel der Villingen Innenstadt zusammenzustellen. Unsere Vorfahrinnen aus allen gesellschaftlichen Ständen haben es verdient, als Mütter, Großmütter, Klosterfrauen, Verfolgte, zu Tode Gebrachte, namentlich hervorgehoben zu werden und sie an „ihren“ Orten bei einer Stadtführung vorzustellen.

Nachruf auf Klaus Ringwald

Redaktion

Predigt von Dekan i. R. Kurt Müller

am 9. Dezember 2011 in der Pfarrkirche St. Urban in Schonach



Abb. 1: Klaus Ringwald bringt die frisch gegossene Büste von Generalvikar Robert Schlund.

Verehrte Trauergemeinde,

wir haben Prof. Klaus Ringwald zu seinem Grab begleitet. Es war sein Wunsch, dass ich – als ehemaliger Villingener Münsterpfarrer – in der Eucharistiefeier einige ihn ehrende Gedanken formuliere. Persönlich bin ich Klaus Ringwald erst 1980 im Zusammenhang mit der Münsterrenovation begegnet.

Eines seiner frühen Werke aber war mir seit 1973 – dem Beginn meiner Tätigkeit in Villingen – bekannt. Viele Male habe ich in der Friedhofskapelle mit meinen Ministranten eine Verbeugung gemacht vor dem Kreuz, von dem mir gesagt worden war, es sei eines der ersten Werke eines Klaus Ringwald aus Schonach.

Dieses Kreuz (*Abb. 2*) zeigt nicht den Gekreuzigten. Den Schnittpunkt der Kreuzesbalken schmückt eine große, aufgeschnittene Amethystendruze. Eine Druze ist eine von außen gesehen unscheinbare Gesteinsblase. Wird sie aufgeschlagen, dann kommt zum Vorschein ein leuchtender Schatz darin enthaltener Edelsteine. So ein Gebilde am Kreuz lehrt doch augenscheinlich: Ein gemarterter Mensch wird zu Tode gebracht, ein scheinbar nur trauriges, tragisches, inhumanes Geschehen. Die tiefe Wahrheit lehrt uns Christen jedoch: Im Tod wird der verborgene Reichtum des Gekreuzigten offenbar: Sein unzerstörbares Leben, sein Sieg über die Mächte der Finsternis, seine Auferstehung erweist ihn als Sieger und Erlöser aller Welt.



Abb 2: Amethystendruze am Kreuz in der Villingener Friedhofskapelle.

Wir haben soeben unseren Bruder Klaus Ringwald wie alle anderen Menschen ins Grab gelegt, das eigentlich das irdische Ende markiert. Ich möchte aber sagen: Klaus Ringwald ist zwar von uns gegangen, aber wie die Druze, die aufgeschlagene Gesteinsblase, liegt nun offen vor uns sein künstlerisches Lebenswerk. Ich möchte sagen: Wie funkelnde Edelsteine markieren seine Werke viele Punkte Europas, sichern seinen Lebensweg, sein Itinerar: Canterbury – Paris – Berlin – Westerwald – Mannheim – Stift Neuburg bei Heidelberg – Speyer – Waghäusel – Kork – Freiburg – Säckingen – Singen – Röttenbach – Donaueschingen – Bad Dürkheim und eine große Zahl seiner Opera in Villingen. Wer zukünftig am bescheidenen Grab von Klaus Ringwald in seiner Heimat steht, soll sich dieser edlen Leuchtspur bewusst bleiben, die der Verstorbene in unserer Heimat, ja in Europa hinterlegt hat, so dass wir Klaus Ringwald mitgemeint denken, wenn wir im Buch der Weisheit (3,1) lesen, „Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“

Mit einer bewundernswerten geistigen und körperlichen Schaffenskraft hat Klaus Ringwald sein zum großen Teil in Erz gegossenes Lebenswerk vollbracht. Neben seinen liebenswürdigen Tiergestalten erkenne ich drei Felder, auf denen sich seine Kreativität entfalten konnte. Das sind:



Abb. 3: Silberrelief am Zelebrationsaltar des Villingener Münsters.

Sternstunden geschichtlicher, politischer und kirchlicher Ereignisse – dann Lebensbilder, Biografien in beeindruckenden Porträts – und schließlich Schlüsselszenen aus dem Alten und Neuen Testament. Dieses reiche, ihn hoffentlich lang überdauernde Œuvre lässt vordergründig den Meister als Titan, Hephaistos erscheinen, so wie den Stier, den er für Kork geschaffen hat. Es gab zwar Situationen, in denen er das Haupt geneigt hielt und – wenn er Hörner an der Stirn hätte, auch zustoßen wollte.

Aber eigentlich, und ich glaube, ihn schon ein bisschen gekannt zu haben, ist sein Wesen mit einem anderen gehörnten Tier vergleichbar. Am Zelebrationsaltar des Villingener Münsters hat er den in Silber gegossenen Hirsch (Abb. 3) hinterlassen, von dem es im Psalm 42 heißt: „Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so lechzt meine Seele, Gott, nach dir.“ Die frühe Kirche hat den nach frischem Wasser lechzenden Hirsch immer auf die Taufe hin gedeutet. Der fragende Mensch ist auf der Suche nach Wahrheit, Licht und Leben. Das ist auch unschwer am Werk von Klaus Ringwald abzulesen: Die Suche, das Tasten, das Forschen und Aufspüren von gültiger Form, von Wahrheit, Schönheit und Leben. Sein Werk offenbart in vielen Details etwas von der inneren Verfasstheit, von der Webart seines Gemüts. Zwei Beispiele dafür möchte ich nennen.



Abb. 4: Detail aus dem Marienportal des Villingener Münsters.

Am Münsterportal im Bild des Stalls von Bethlehem sehen wir den neugeborenen Jesus nackt, verletzlich, ausgeliefert, eigentlich wehrlos, schutzlos, aber in den ausgestreckten Händen der Mutter Maria. (Abb. 4) Ihr Gesicht strahlt buchstäblich von Zuwendung, Fürsorge, Liebe, Geborgenheit und Trost. Klaus Ringwald hat da etwas ins Bild gebracht aus seiner eigenen Sensibilität, Verletzlichkeit und Schutzlosigkeit. In der frühen Kindheit hat ihm Wesen und Zuneigung von Großmutter und Mutter die innere Geborgenheit geschenkt, nach der er weiter lebenslang gesucht hat.

Für mich ist ein zweites Detail wichtig. Am Südportalflügel, der Johannes dem Evangelisten geweiht ist, findet man bei der Darstellung vom letzten Abendmahl eine ganz expressive Szene von Freundschaft (Abb. 5). Der junge Johannes schmiegt sich ganz nah an die Seite des Herrn. Mit großen, fragenden und bittenden Augen hängt Johannes an Gesicht und Mund seines Herrn. Das ist ein konstitutives Merkmal am Wesen von Klaus Ringwald selber. Seine Suche nach Kontakt und Freundschaft bei Gleichgesinnten oder Fragenden und Suchenden. Keines seiner Werke ist entstanden auf einen schriftlichen oder telefonischen Auftrag hin, der dann in der Stille des Ateliers gefertigt worden wäre. Immer waren persönliche, menschliche Kontakte mit Auftraggebern und Förderern die wichtige Begleitung des Schaffenden. Mit der Zahl der Werke ist somit auch lebenslang die Reihe der Freunde und Geistesverwandten europaweit gewachsen.



Abb. 5: Detail vom Abendmahlsbild am Südportal.

Und nun haben wir ihn ins Grab gelegt. Wir Christen glauben, dass mit Sterben Auferstehen verbunden ist und das Erscheinen vor dem wertenden und richtenden Herrn Jesus Christus. Klaus Ringwald steht nicht allein und schutzlos vor Gottes Gericht. Märtyrer, deren Leben er studiert und deren Porträts er liebevoll in Bronze gegossen hat, begleiten ihn und legen Fürsprache ein für ihn: Rupert Meyer, Edith Stein, Martin Feuerstein. Vielleicht auch die beiden Erzbischöfe Hermann Seiterich und Hermann Schäufele und der von ihm sehr verehrte Generalvikar Robert Schlund. Ich wünsche unserem Klaus Ringwald, dass er in der Gestalt des Weltenrichters den wiedererkennt, den er überlebensgroß, meisterhaft am Eingangstor zur Kathedrale von Canterbury als „WELCOMING CHRIST“ geschaffen hat (Abb. 6). Diese Plastik hat nichts mehr an sich von den Spuren der

Passion, auch nichts Furcht einflössendes, sondern nur Würde, Hoheit, und die wunderbar geformten Hände heißen willkommen mit großem Erbarmen, Verständnis und Freundschaft.

Ich vermute, wenn Klaus Ringwald Jesus Christus, den er so oft in Erz gegossen hat, persönlich begegnet, dann wird er sich nicht vorstellen: Prof. Klaus Ringwald aus Schonach im Schwarzwald-Baar-Kreis. Er wird sich vermutlich melden, wie ich es oft an der Sprechanlage des Münsterpfarrhauses gehört habe. Er wird sagen: Da ist der Klaus vom Wald. Als solchen wollen wir ihn in Erinnerung behalten.



Abb. 6: Christusfigur am Christ Church Gate in Canterbury.

Die Villingener Stadtmauer

Bertram Jenisch

Gedanken zum größten Denkmal der Stadt



Abb. 1: Luftbild der Stadt Villingen von Nordwest.

(Foto: Landesamt für Denkmalpflege, Braasch)

Die Reste der Befestigungsanlage Villingens stellen noch heute das beeindruckendste profane Bauwerk des Mittelalters in der Stadt dar. Neben dem Schutz, den sie den Bewohnern Villingens

gewährte, hatte sie im Mittelalter vor allem eine rechtliche Bedeutung. Die Stadtmauer ist für Historiker eines der eindeutigen Kriterien der Stadt, die sie von einer ländlichen Siedlung unter-

scheidet. Sie schied den bevorrechteten Siedlungsraum und Marktort im Brigachbogen vom Umland ab. Die Funktion als Grenze von Rechtsbereichen wird aus einer Begebenheit aus dem Jahr 1315 deutlich. Bei einem Streit über Grundbesitz auf der Villingener Gemarkung musste Graf Egon von Fürstenberg in der doppelten Funktion als Villingener Stadtherr und zugleich Landgraf der Baar zu Gericht sitzen. Die Schwierigkeit, die sich daraus ergab, löste er, indem er sein Landgericht „auf dem Graben in Villingen“, also unmittelbar auf der Grenze des eximierten Stadtbezirks, abhielt.

Die Stadtmauer ist aber auch zugleich eines der größten Kulturdenkmale im Stadtgebiet, das aufgrund seiner Eintragung in das Denkmalsbuch als Denkmal von besonderer Bedeutung nach §12 DSchG geschützt ist (Abb. 1). Der Erhalt der Reste der Stadtbefestigung ist daher ein besonderer Auftrag und Herausforderung für Kommune und Denkmalpflege.

Zu Alter und Struktur der ursprünglichen Stadtbefestigung

Die wenigen Schriftquellen, die bis zum Ende des 13. Jahrhunderts zur Stadtgeschichte vorliegen, lassen allein keine gesicherten Aussagen zum Alter der Stadtbefestigung zu. Sie enthalten keine Hinweise zu einem Mauerbau. Die Urkunden überliefern wie bei den meisten anderen Städten kaum Angaben, die über die Ortsnennung und handelnde Personen hinaus gehen. Erst seit dem 16. und 17. Jahrhundert gibt es Bildquellen und Pläne, welche die Stadtbefestigung Villingens darstellen. Sie zeigen die voll ausgebildete Stadtbefestigung mit einem doppelten System aus zwei Mauern und vorgelagerten Gräben. Die Stadt war durch vier Tortürme mit Vortoren zu betreten. An der Inneren und Äußeren Stadtmauer sind zahlreiche Türme und Bastionen angebaut (Abb. 2 u. 4). Dieser überlieferte Zustand der Stadtbefestigung ist das Ergebnis verschiedener Ausbauten, die es mit archäologischen und baugeschichtlichen Methoden aufzuschlüsseln gilt. In Villingen kann dies auf der Grundlage eines reichen Bestands von Schriftquellen und zahlreichen archäologischen Aufschlüssen erfolgen, die seit 1943 dokumentiert worden sind.

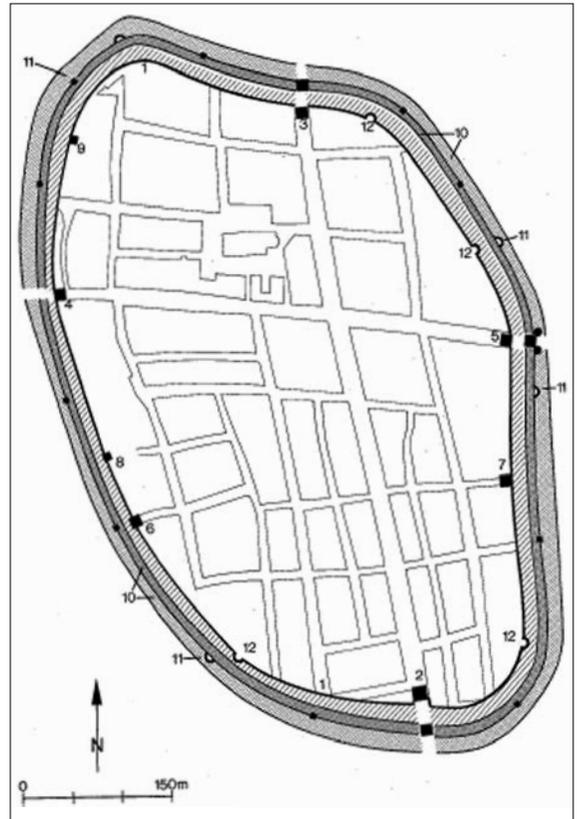


Abb. 2: Villingen. Ausbau der Stadtbefestigung im 16. Jahrhundert. 1 Innere Stadtmauer mit vorgelagertem Graben, 2 Niederes Tor, 3 Oberes Tor, 4 Riettor, 5 Bickentor, 6 Romäusturm, 7 Kaiserturm, 8 Elisabethenturm, 9 Türmle, 10 „Fülle“ mit vorgeblendeter Stadtmauer und äußerem Stadtgraben, 11 „Rondelle“ an der äußeren Stadtmauer, 12 „Pulverrondelle“ an der inneren Stadtmauer.

Die lokale Geschichtsforschung ging lange davon aus, dass ein Teilerlass der von der Stadt zu zahlenden Abgaben im Reichssteuerverzeichnis von 1241 als Fördermaßnahme für den ersten Mauerbau zu werten ist. Der staufische Schultheiß Schenk Konrad von Winterstetten hätte demnach den Bau der Befestigung während der kurzen Zeit Villingens als Reichsstadt initiiert. Da die legendäre Gründung der Stadt jedoch für das Jahr 1119 überliefert war und man sich eine unbefestigte Stadt nicht vorstellen konnte, vermutete man eine ältere Wallanlage mit einer Palisade, die Villingen zuvor umgeben habe. Diese Schlussfolgerung ist jedoch nicht zwingend, da bedeutende Städte erst im 13. Jahrhundert, oft erst deutlich nach der Stadtentstehung befestigt wurden. Obwohl der

Mauerbau häufig lange vor der ersten schriftlichen Nennung erfolgte, wie etwa in der Nachbarstadt Schaffhausen archäologisch nachgewiesen, scheint es auch Städte gegeben zu haben, die in ihrer Frühzeit nicht oder nur teilweise befestigt waren. Die archäologischen Aufschlüsse in entsprechenden Bereichen Villingens legen nahe, dass es die vermutete Wall-Graben-Befestigung vor Errichtung der ältesten Stadtmauer nicht gegeben hat.

Das älteste sicher nachweisbare Element der Stadtbefestigung ist die Innere Mauer, die eine Fläche von 23,5 ha umschloss (*Abb. 2, 1*). Da wie erwähnt keine schriftlichen Quellen zum Mauerbau vorliegen, kommen wir einer Datierung nur durch verschiedene archäologische Aufschlüsse näher. An der Gerberstraße 53–57 wurde um 1169 ein erstes Gebäude errichtet. Der Fachwerkbau war auf die nördlich davon verlaufende Ankergasse ausgerichtet, die zu diesem Zeitpunkt ein Verbindungsweg zur so genannten „Villinger Altstadt“ mit der Pfarrkirche jenseits der Brigach war. In der auf dieser Parzelle nach 1210 zu datierenden zweiten Siedlungsphase wurde das Gebäude abgebrochen und durch einen Steinbau ersetzt. Dieser war nun zur Gerberstraße hin orientiert. Der Grund dafür ist vermutlich der Bau der Stadtmauer, durch den die ursprüngliche Wegeverbindung gekappt wurde und in Teilbereichen eine Neustrukturierung des älteren Straßensystems erforderlich machte. Diese Beobachtung deckt sich mit der Verlegung von Gewerbebetrieben aus dem südlichen Stadtbereich in Bereiche außerhalb der Stadtbefestigung. Exemplarisch ist hier der Kalkbrennofen an der Niederen Straße im Bereich des späteren Kapuzinerklosters zu nennen. Ein weiteres Indiz auf das Alter der ursprünglichen Stadtbefestigung sind die Funde aus den Verfüllschichten des Inneren Grabens, die nicht vor das frühe 13. Jahrhundert datiert werden können. Der Bau der Mauer lässt sich somit indirekt in die Zeit um, bzw. kurz nach 1200 eingrenzen.¹

Letzte Gewissheit über die Bauzeit lieferten dendrochronologische Untersuchungen aus der Stadtmauer. In einem Mauerstück östlich des Oberen Tors (östlich Obere Straße 30) wurden mehrere Gerüsthölzer bzw. Verankerungshölzer für

Gerüste geborgen, die in die Zeit um 1209/10 datiert werden konnten.² Zusammenfassend kann man also davon ausgehen, dass die Innere Stadtmauer im ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrhundert erbaut wurde, der Bau erfolgte demnach noch in die Zeit der zähringischen Stadtherrschaft.

Die Befunde der Ausgrabungen an der Kanzleigasse und am Niederen Tor belegen, dass die Innere Stadtmauer auf Geländehöhe etwa 1,5–2,0 m mächtig ist und ohne Fundament auf der Grabensohle aufsitzt. Über weite Strecken ist zu beobachten, dass sich die Mauer nach oben hin verjüngt. Das Baumaterial besteht überwiegend aus den lokal anstehenden hellbraunen Steinen des Oberen Muschelkalks, vereinzelt finden sich auch dunkelrote Buntsandsteine und rundliche Wacken. Der Mauerverband und das Steinmaterial sind unregelmäßig. Im größten Teil der östlichen Mauerpartien ist eine mittige Fuge zu erkennen, die darauf hinweist, dass die Mauer dort in zwei Abschnitten errichtet wurde. In Bereichen bei denen die Innenansicht frei sichtbar ist, kann man einen Absatz beobachten, der auf einen bis in das 18. Jahrhundert erhaltenen, mit einer Holzlaube gedeckten Wehrgang hinweist (*Abb. 3*). Durch baufügekundliche Beobachtungen wurde in Teilbereichen Reste der ursprünglichen Zinnenbekrönung erkannt.³ Dabei wurde auch festgestellt, dass im Spätmittelalter die Innere Stadtmauer verputzt war.

Der Raum hinter der Mauer ist durch abgelagertes Material des Grabenaushubs etwas erhöht. Dieser unbebaute Geländestreifen hielt den Zugang zur Mauer für die Verteidiger offen. Er befindet sich zum größten Teil noch heute in städtischem Besitz und zeichnet sich deutlich im Katasterplan ab. Offenbar hatte er eine ähnliche Funktion wie der in Basel, Freiburg oder Offenburg nachgewiesene erhöhte „Rondenweg“, oder „Zinnengarten“ hinter der Stadtmauer.

Der vorgelagerte Sohlgraben war nur 2,5 m tief, aber etwa 15 m breit. Er wurde innen durch die Stadtmauer und am äußeren Rand durch eine einschalig gegen die Grabenkante gesetzte Futtermauer gestützt (*Abb. 4*).



Abb. 3: Absatz an der inneren Stadtmauer weist, wie im Bereich des Käferbergles, auf einen ehemaligen Wehrgang hin.

Die Innere Stadtmauer Villingens scheint aus einem Guss zu sein und zeigt keine Ausbauphasen. Der Bau erfolgte offenbar mit zentraler Planung in einem Zuge. Diese städtische Großbaustelle im Mittelalter hatte beachtliche Ausmaße. Die 1899 m lange Innere Stadtmauer erreichte von der Grabensohle bis zur Mauerkrone eine Höhe von ca. 10 m und war etwa 1,7 m mächtig. Das Volumen der darin verbauten Steine beträgt etwa 32.000 m³. Der Graben ist 15 m breit und 2,5 m tief, sein Aushub hat demnach ein Volumen von 71.250 m³. Die großen Kieswacken aus dem Aushub dienten als Baumaterial im Füllmauerwerk der Stadtmauer und im städtischen Hausbau, große Teile des Feinkieses wurden hinter der Mauer einplaniert und zeichnen sich noch heute als leichte Bodenwelle ab.

Durch Rechenmodelle ist annäherungsweise zu

ermitteln, wie lange die Villingen an diesem Projekt gearbeitet haben. Heute geht man davon aus, dass eine Person ohne maschinelle Hilfe den Erdaushub von 1 m³ innerhalb von 2,5 Stunden bewältigt. Um 1 m³ Bruchsteinmauerwerk aufzusetzen benötigt ein Maurer etwa 6 Stunden. Bezieht man diese Vorgaben auf die Errichtung der Villingen Stadtmauer, würde bei einer Arbeitsleistung von effektiv 6 Stunden pro Tag an 220 Arbeitstagen pro Jahr eine Person 309 Jahre beschäftigt sein. Bei diesem Zeitansatz sind der nicht zu unterschätzende Aufwand für Beschaffung und Transport des Baumaterials sowie Unterbrechungen durch äußere Einflüsse nicht berücksichtigt. Bei einem realistischen Ansatz von einem Bautrupps von ca. 25 bis 30 Personen wären die Errichtung der Inneren Ringmauer und der Grabenaushub in einer Bauzeit von 10 bis 15 Jahren erfolgt.

Der erste Ausbau der Wehranlage – Die Tortürme

Während die ursprüngliche Mauer an den vier Zugängen zur Stadt vermutlich nur einfache Tore aufwies, kamen im 13. Jahrhundert Tortürme hinzu, von denen heute noch drei erhalten sind. Alle Tore sind in Bezug auf die Stadtmauer 5 bis 7 m zurückversetzt errichtet worden, um die Nutzung der Durchgänge während der Bauzeit zu ermöglichen. Durch den späteren Anschluss an die Wehrmauer entstand, durch den Bauablauf bedingt, wie in zahlreichen anderen Städten eine Torkammer. Die Tore sind auf die Hauptstraßenachsen ausgerichtet und stehen daher schräg zum Stadtmauerverlauf.

Alle drei erhaltenen Tortürme gleichen sich trotz späterer Veränderungen in ihrer Grundstruktur sehr. Sie sind auf einem annähernd quadratischen Grundriss von 11 m Breite und 8,5 m Breite errichtet, unterscheiden sich jedoch in der Höhe. Das Obere Tor ist 22 m, das Riettor ist 20 m und das Bickentor ist 18 m hoch. Für das abgebrochene Niedere Tor ist keine Höhe überliefert.

Das älteste datierte Stadttor ist im Westen das Riettor, dessen bauzeitlicher Sturzbalken des Tores aus Eiche 1232/33 gefällt wurde (Abb. 2, 4). Die Balken über dem 1. Obergeschoss wurden 1497/98 erneuert. Archivalien belegen einen teilweisen Abbruch des Tores 1533, eine Bauinschrift datiert eine umfangreiche bauliche Umgestaltung, die sich im Bauegefüge abzeichnet, in das Jahr 1541. Sämtliche untersuchten Hölzer über dem 1. Obergeschoss – Gebälk, Dachwerk, Gerüsthölzer der stadtseitigen Verbauung – weisen Fälldaten zwischen 1532 und 1540 auf.

Ein Bauholz über dem Durchgang des im Osten gelegenen Bickentores (Abb. 2, 5) weist auf eine Errichtung um 1260 hin. Das Innengerüst und Dachwerk wurde vermutlich im 16. Jahrhundert völlig erneuert. Im 2. Obergeschoss befinden sich Reste einer hölzernen Gefängniszelle, deren Schwellholz die Jahreszahl 1541 trägt.

Für das Obere Tor (Abb. 2, 3 und Abb. 5) konnte aufgrund der nachhaltigen Umbauten kein Baudatum ermittelt werden, der Bauform nach ist es aber wie die anderen Tore in das 13. Jahrhundert zu setzen. Der Bau der Villingener Tortürme er-

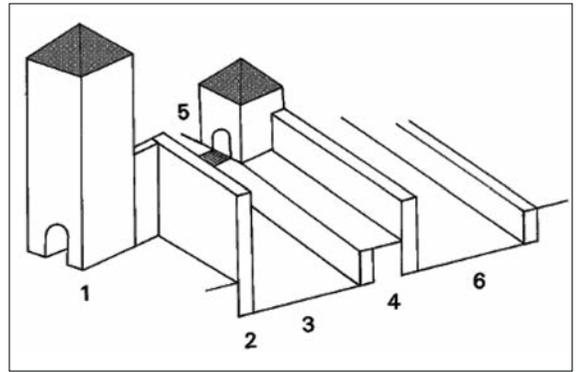


Abb. 4: Villingen. Schematischer Schnitt durch die spätmittelalterliche Stadtbefestigung. 1 Torturm, 2 innere Stadtmauer, 3 innerer Graben, 4 „Fülle“ mit vorgeblendeter äußerer Stadtmauer, 5 Vortor, 6 äußerer Graben.

streckte sich den überlieferten Baudaten zufolge über den Zeitraum von 1230 bis nach 1260.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurde der Villingener Stadtmauerring durch weitere Tortürme verstärkt. Südlich des Bickentores entstand der in der Flucht der Stadtmauerflucht gelegene Kaiserturm (Abb. 2, 7), der inschriftlich auf 1372 datiert ist. Dieses Datum findet eine Entsprechung in dem dendrochronologisch in die Zeit 1370/71–1372 datierten Gebälk. Im vierten Obergeschoss enthält der Turm eine hölzerne Wächterstube mit Bretterbalkendecke, die als eine der wenigen im Original erhaltenen Turmstuben in Südwestdeutschland gelten darf. Von außen zeichnet sich diese Stube durch eine Gruppe von Bogenfenstern ab.

Südlich des Riettores wurde die Ringmauer durch den Romäusturm (ehemals Michaelsturm) verstärkt (Abb. 2, 6). Sein unterer Teil, der seit dem 16. Jahrhundert als Gefängnis genutzt wurde, entstand 1390/91, während der obere Teil 1429/30 aufgesetzt wurde. Zum Bau des Turmes wurde eine Bresche in die Ringmauer geschlagen. Der Turm ist auf einem Grundriss von 10 x 10 m errichtet und erreicht die stattliche Höhe von 39 m. Das prachtvolle Buckelquadermauerwerk ist ein bewusster Rückgriff auf archaische Bauformen, mit der die Villingener wohl ihren Status betonen wollten.

Um 1400 wurden zwei weitere Wachtürme errichtet, die in ihrer Größe etwa dem Kaiserturm entsprachen. Für das Elisabethentürmchen (Abb. 2, 8),



Abb. 5: Das Obere Tor wurde in der Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet.

zwischen Romäusturm und Riettor gelegen, ist kein Baudatum überliefert. Das vermutlich umgestaltete Dachwerk datiert um 1493/94. Das so genannte „Türmle“ wurde beim damaligen Pfleg-hof des Klosters St. Georgen errichtet (Abb. 2, 9). Seine Sockelgeschosse bilden heute den Turm der Benediktinerkirche.

Der Zweite Ausbau der Wehranlage – äußerer Mauerring und Rondelle

Im 15. Jahrhundert führte die weiterentwickelte Belagerungstechnik – mit zunehmendem Einsatz von Artillerie – zu einer heute nicht mehr vorhandenen Verstärkung der damals wehrtechnisch veral-

teten Villingener Stadtbefestigung. Ab der Mitte des 15. Jahrhunderts erfolgte die Errichtung eines zweiten, äußeren Mauerrings mit einem dahinterliegenden Wehrgang („Fülle“) und einem vorgelagerten Graben (Abb. 4, 4). Die äußere Stadtmauer war nur 7 m hoch und damit deutlich niedriger als die alte Ringmauer. Den Tortürmen waren Vortore, die ebenfalls nur halb so hoch als die alten Tortürme waren, vorgelagert. Der äußere Graben war ähnlich angelegt wie der ursprüngliche Graben und war 15 m breit. Der Grabenaushub war vor dem Graben zu einem 7 m breiten Wall aufgeschüttet.

Noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden an die äußere Mauer vier halbkreisförmige

„Rondelle“ als Geschützstellungen angebaut (*Abb. 2, 11*). Während des „Schweizer Krieges“ erstellte man 1499 vier weitere „Pulverrondelle“ an der inneren Stadtmauer (*Abb. 2, 12*).

So gerüstet war die Stadt in der Lage, während des 30-jährigen Krieges drei Belagerungen nahezu unbeschadet zu überstehen. In den Jahren zwischen 1660 und 1670 wurden Kriegsschäden beseitigt und Mauerzüge verstärkt. Südlich des Romäus-turmes wurde zwischen 1678–84 eine Schanze, das so genannte „Bügeleisen“ errichtet. Dieser erste Schritt eines geplanten bastionären Ausbaus der Villingener Befestigung war der Versuch, die Befestigungsanlage der neuen Kriegstechnik anzupassen. Der österreichische Festungsbaumeister Johann Baptist Gumppe legte 1692 einen Plan zum Ausbau der Villingener Befestigung vor, dessen Umsetzung durch den spanischen Erbfolgekrieg verhindert wurde. Nachdem Habsburg die Festung Feiburg wieder gewonnen hatte kam der Ausbau Villingens nicht mehr zur Ausführung. 1709 wurden lediglich Kriegsschäden beseitigt und 1713 im Franziskanergarten eine Geschützrampe angelegt. Als letzte Baumaßnahmen wurden 1737 dringende Reparaturen durchgeführt. Im Österreichischen Erbfolgekrieg war das System der Stadtbefestigung offensichtlich derart veraltet, dass die Stadt 1744 kampfflos den Franzosen übergeben wurde. Nach der Mitnahme des städtischen Geschützparcs hatte Villingen seine militärische Bedeutung verloren.

Die Entfestigung

Nachdem die Wehranlage um Villingen nicht mehr als solche genutzt wurde, legte man in den Gräben Gärten an, schon 1789 pflanzte man Obstbäume auf der „Fülle“. Die einzelnen Wallabschnitte waren zu dieser Zeit noch im Besitz der Zünfte, die zuvor für deren Verteidigung zuständig waren. Sie mussten auch bis zum Erwerb durch die Stadt im 19. Jahrhundert, für die Instandsetzung der Mauern sorgen. Den Ratsprotokollen des frühen 19. Jahrhunderts ist zu entnehmen, dass Bürger wiederholt den Rat baten, Teile der Mauer abzureißen, Mauerdurchbrüche zu schaffen, Wälle einzuebnen, den Graben aufzufüllen und Tor-durchgänge zu verbreitern. Die Beschlüsse fielen

einstimmig zugunsten des Abbruchs aus, da die Mauern eine Ausdehnung der Stadt behinderten. Beim „Bügeleisen“ begann 1813 der Abriss der Äußeren Stadtmauer, die 1828 schon zur Hälfte abgetragen war.

In einem Brief des großherzoglich-badischen Direktoriums des Seekreises von 1816 an den Gemeinderat werden die Vorteile eines Abbruchs der Stadtmauer genannt: Die Planierung der Gräben bringe verschönernde Gärten; das Abbruchmaterial könne zum Bau von Häusern, Straßen und Brücken verwendet werden; die Unterhaltungskosten würden entfallen; die Reinlichkeit der Stadt und der Luft würden verbessert; die Steine könnten verkauft werden.

Diese Pläne wurden von den Bürgern, insbesondere von Kaufleuten, Handwerkern und Fuhrleuten begrüßt, da der überregionale Verkehr durch den Engpass der Tore musste. Ab 1830 erscheinen in den Ratsprotokollen fast jährlich Berichte über den Abbruch von Teilen der Äußeren und Inneren Stadtmauer. Der Abbruch des Oberen-Tor-Erkers und des Rondells erfolgte 1840. Der Riettor-Erker und die Fülle wurden 1843, der Niedere-Tor-Erker 1844 und schließlich das Niedere Tor 1847 beseitigt. Unweit des südlichen Stadtttores wurden das Gerichtsgebäude und das Gefängnis erbaut, das für die aufstrebende Amtsstadt eine große Bedeutung hatte. Der Erker des Bickentores wurde 1868 abgebrochen. Das Steinmaterial wurde verkauft und mit dem Schutt Stadtgräben verfüllt. Noch 1882 waren die Gräben nicht vollständig einplaniert.

Neubesinnung und Denkmalpflegerische Maßnahmen

Mit der Romantik setzte Mitte des 19. Jahrhunderts ein Umdenkungsprozess ein, der zu einer neuen Bewertung des Mittelalters führte. Hinzu kam, dass der Schwarzwald zu einem beliebten Erholungsgebiet wurde. Seit Villingen 1872 an die Schwarzwaldbahn angeschlossen wurde, entwickelte sich der Tourismus zu einem immer bedeutender werdenden Gewerbe- und Industriezweig in der Stadt. Der Gemeinderat Rudolf Kienzler stellte am 6. August 1873 erstmals einen Antrag, die städtische Ringmauer auszubessern, „damit das Äußere der Stadt

ein solides Aussehen erhalte“. Die Reste der Mauern und die verbliebenen Tore wurden in der Folge repariert, im Bereich der Stadtgräben wurde eine ausgedehnte Grünanlage angelegt (*Abb. 1*). Der immer wieder verzögerte Plan, das Bickentor abzureißen wurde endgültig aufgegeben. Im Gegensatz zum frühen 19. Jahrhundert, als die Ringmauer als einengend empfunden worden ist, empfand man diese nun als geradezu identitätsstiftend für das städtische Gemeinwesen. Dies führte dazu, dass man sich der durch den Abbruch des Niederen Tores entstandenen Lücke immer schmerzhafter bewusst wurde. Seit den 1960er Jahren kamen Pläne auf, den Süden des ehemaligen mittelalterlichen Stadtkerns von Villingen durch städtebauliche Maßnahmen wieder zu schließen. Die Vorschläge reichten von einem modernen, turmartigen Gebäude bis zur Rekonstruktion in Anlehnung an die bestehenden Tortürme.

Der Stolz auf die eigene Geschichte, die sich in den mittelalterlichen Bauten manifestiert, führt in der Stadt im Brigachbogen zu einer positiven Zusammenarbeit zwischen Eigentümern, Kommune und der Denkmalpflege. Die Reste der Wehranlage – Stadtmauer, Türme und Tortürme – sind mittlerweile nach §12 DSchG als Denkmal von besonderer Bedeutung ins Denkmalsbuch eingetragen. Der Gemeinderat der Stadt Villingen-Schwenningen machte darüber hinaus 1991 die kommunale Eigenverantwortung für den Denkmalbestand deutlich. Der mittelalterliche Stadtkern

Villingens, einschließlich der Ringanlage, wurde nach § 19 DSchG als Gesamtanlage unter Schutz gestellt. Die Liste der archäologischen Kulturdenkmale weist darüber hinaus das gesamte Stadtgebiet einschließlich der Wehranlage als Kulturdenkmal nach § 2 DSchG aus.

Trotz der nachhaltigen Eingriffe sind noch heute beachtliche Reste der Stadtbefestigung erhalten. Neben drei Stadttoren, vier Türmen und zwei Rondellen sind von der Inneren Stadtmauer nach 1160 m (61 %), wenn auch zum Teil stark verändert, bis zu 8 m hoch erhalten. An Stelle der verfallenen Stadtgräben befindet sich heute die so genannte Ringanlage, ein städtischer Park, der die mittelalterliche Kernstadt umschließt und die oberflächlich nicht mehr sichtbaren archäologischen Reste der Wehranlage schützt.

Die im 19. Jahrhundert einsetzende Erkenntnis des hohen historischen Wertes der vorhandenen Stadtmauerreste mündete in die bis heute anhaltenden Bemühungen zu ihrem Erhalt. Als jüngstes Element wurde hierzu 2011 ein Sanierungsfahrplan entwickelt. Auf der Kartierung von Erkenntnissen, die vom Bauforscher Stefan Uhl an 20 Musterflächen gewonnen wurden, konnten typische Schadensbilder erfasst und einige allgemeingültige Verfahren zur Mauerwerkssanierung entwickelt werden. Ziel ist es, kontinuierlich schadhafte Stellen in einem einheitlichen Verfahren instand zu setzen, damit dieses bemerkenswerte Baudenkmal auch für kommende Generationen erhalten bleibt.

Anmerkungen:

¹ Jenisch 1999, 161-168.

² Lohrum 1999, 362.

³ Stefan Uhl, Villingen Stadtmauer. Sanierungsgutachten. Tiposkript (Warthausen 2011).

Literatur:

Peter Findeisen (Bearb.), Ortskernatlas Baden-Württemberg 3.2 Villingen-Schwenningen (Stuttgart 1991).

Bertram Jenisch, Neue Aspekte zur Villingen Stadtbefestigung. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 23, 1994, 100-108.

Bertram Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen. Archäologische Zeugnisse und Quellenüberlieferung. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 22 (Stuttgart 1999).

Burkard Lohrum, Der mittelalterliche Baubestand als Quelle der städtebaulichen Entwicklung Villingens. In Jenisch (1999) 295-364.

Paul Naegele, Gedanken zur Villingen Stadtmauer. Geschichts- und Heimatvereins Villingen, Jahresheft 16, 1991/92, 41-66.

Werner Noack, Die Stadtanlage von Villingen als Baudenkmal. Badische Heimat, 1938, 234-46.

Paul Revellio, Die Festungsanlagen der Stadt Villingen. Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden 8/2, 1957, 36-39.

Ulrich Rodenwaldt, Das Leben im alten Villingen. Teil II. Geschichte im Spiegel der Ratsprotokolle des 19. und 20. Jahrhunderts. Geschichts- und Heimatverein Villingen. Jahrbuch 15 (Villingen-Schwenningen 1990).

Stefan Uhl, Villingen Stadtmauer. Sanierungsgutachten. Tiposkript (Warthausen 2011).

Jutta Umbreit, die mittelalterliche Verteidigungsanlage der Stadt Villingen und ihr Ausbau unter der Herrschaft der Habsburger. Maschschr. Zulassungsarbeit (Reutlingen 1968).

Lebenserinnerungen einer verdienten Klosterfrau

Heinrich Schidelko

Langjährige Superiorin Schwester Eva Maria über Leben und Klostergeschichte

Wenige Monate bevor Schwester Eva Maria die Leitung des Klosters St. Ursula in Villingen an die neue Superiorin Schwester Roswitha abgeben hat (siehe auch den Bericht „Im Kloster ist auch Gegenwart Geschichte“ in diesem Heft) verfasste sie zusammen mit Heinrich Schidelko einen Bericht, in dem sie ihre Lebenserinnerungen aufzeichnete. Anmerkung der Redaktion: Wir sind dankbar, diesen Bericht im vorliegenden Jahreshft „Villingen im Wandel der Zeit“ veröffentlichen zu dürfen.

Da ich nun ein fortgeschrittenes Lebensalter erreicht habe, möchte ich aus meinem Leben und dem des Klosters St. Ursula erzählen. Meine Lebenserinnerungen sind im Jahr 2011 von Herrn Schidelko bei mehreren Treffen im Kloster aufgezeichnet und von mir anschließend gegengelesen worden. Sie geben meine persönlichen Erinnerungen und mein Wissen über die Geschichte des Klosters wieder.

Meine Heimat

Meine Heimat ist Wildtal bei Freiburg, ein kleines Dorf am Rande des Schwarzwalds, das früher noch außerhalb der Stadt lag. Oben am Berg waren viele Bauernhöfe und unten im Tal wohnte die übrige Bevölkerung. Mein Vater hatte nach Wildtal eingeheiratet. Er stammte aus dem benachbarten Gundelfingen. Das Interessante dabei ist, dass zwischen Wildtal, das am Berg liegt, und Gundelfingen im Tal früher die Grenze verlief. Gundelfingen war in den Köpfen der Menschen damals Ausland, denn die Wildtäler gehörten zu Vorderösterreich und die Gundelfinger zu Baden. Diese Teilung war zwar schon damals Geschichte, dennoch hatten weiterhin die Menschen in den beiden Dörfern nichts miteinander zu tun und gehörten auch unterschiedlichen Konfessionen an. Aber meine Mutter und einige andere Mädchen

aus dem Dorf haben die Buben aus Gundelfingen gern gesehen, so wie umgekehrt die Gundelfinger Buben die Wildtaler „Maidli“ gerne beobachteten. Das war damals den älteren Leuten wie meinem Großvater nicht so recht. Schließlich waren die „Maidli“ aus Wildtal ja alle katholisch.

Mein Vater war ein begeisterter und guter Sänger und Mitglied im Gundelfinger Gesangsverein. Diesem gehörten damals auch alle anderen Buben aus Gundelfingen an. Das mütterliche Elternhaus stand direkt am Reberg in Wildtal. Eines abends kamen die Buben aus Gundelfingen und sangen: „Herzliebchen mein unterm Rebedach, o hör mein kleines Lied! Des trauten Stimme, sie ruft dich wach von Sehnsuchtsschmerz durchglüht.“ Mein Großvater war darüber erzürnt, dass die Buben vor einem Wildtaler Haus sangen und hat gedroht: „Jetzt geh ich in den Keller, hol den Schlauch und spritz die Kerle ab.“ Als er aber hörte, wie schön sie sangen, brachte er es nicht übers Herz, sie nass zu machen. So lernten sich meine Eltern schließlich kennen und kurze Zeit später heirateten sie. Neben meinen Eltern vermählten sich bald noch weitere Mädchen aus Wildtal mit Gundelfinger Buben. Meines Wissens war es damals der erste Kontakt zwischen Wildtal und Gundelfingen zwischen denen in den Köpfen der Menschen noch die alte Grenze lag.

Am 24. August 1929 bin ich in der Frauenklinik in Freiburg auf die Welt gekommen. Mit sechs Jahren besuchte ich die Schule in meinem Dorf. In Wildtal gab es damals eine kleine Volksschule mit zwei Klassen: 1.–4. und 5.–8. Klasse. In der dritten Klasse hatten wir eine gute Lehrerin, die sich sehr um uns kümmerte. Wer einigermaßen begabt war, sollte auf die höhere Schule gehen. Die Lehrerin ging zu meinen Eltern nach Hause und überredete sie, mich auf die höhere Schule in Freiburg anzumelden. So kam ich dann 1939 nach



Abb. 1: Weihnachten 1943: Meine Mutter mit meiner kleinen Schwester Rosemarie, meinem Bruder Paul und mir.

Freiburg auf das Goethe-Gymnasium, das damals Hindenburg-Gymnasium hieß. Jeden Morgen musste ich durch Feld und Wiesen eine halbe Stunde laufen bis nach Zähringen zur Straßenbahn, die mich dann in die Innenstadt nach Freiburg brachte. Während des Krieges 1943/44 wurde der Schulbetrieb ganz eingestellt. Mein Vater war damals als Soldat in Russland und meine Mutter war allein mit uns Kindern (*Abb. 1*). Ich kann mich noch gut an den großen Bombenangriff auf Freiburg 1944 erinnern. Ich war in meinem Elternhaus draußen in Wildtal, als am Abend Freiburg bombardiert wurde. Gegen 23:00 Uhr kamen die ersten Flüchtlinge in unser Dorf und auch zu uns ins Haus. Wir hatten viele Bekannte aus der Stadt, die nach dem Bombenangriff jeden Abend zu uns kamen und schliefen. Die alten Leute durften in unseren Betten ruhen und wir Jungen lagen zum Schlafen auf dem Boden. Obwohl es eigentlich eine schwere Zeit war, war es doch schön, dass man, auch wenn man nicht viel

hatte, sich gegenseitig half. Bei allem war man froh und dankbar, dass man noch lebte.

1945 war der Krieg zu Ende und die St.-Ursula-Schule in Freiburg, die von den Nazis geschlossen worden war, wurde wieder eröffnet. Das Gebäude in der Eisenbahnstraße war im Krieg glücklicherweise nicht zerstört worden, so dass es jetzt als Schule genutzt werden konnte. Es sah durch die Kriegseinflüsse natürlich heruntergekommen aus. Aber die Mauern standen noch und die zerbrochenen Fensterscheiben wurden wieder erneuert. An St. Ursula machte ich zunächst die Mittlere Reife. Anschließend musste ich auf das Goethe-Gymnasium wechseln, um dort 1950 die allgemeine Hochschulreife abzulegen.

Mein Weg ins Kloster

Als Heranwachsende war ich in der katholischen Jugend aktives Mitglied. Ich habe diese Zeit in sehr schöner Erinnerung. Wir gehörten damals zur Pfarrei Zähringen und waren schon eine „tolle Truppe“. In meiner Jugendzeit gab es dort nette und gute Vikare, die mit uns viel unternahmen. Im Oktober 1948 war in ganz Freiburg – auch bei uns in Zähringen – Mission. Drei Padres des Redemptoristen-Ordens führten bei uns die Mission durch. Sie wohnten sonst das Jahr über im St.-Ursula-Kloster in Villingen. Nach dem Krieg sollten sie in einem neuen Wohngebiet am Bickeberg eine Kirche bauen. Dieses Projekt hat sich dann später aber zerschlagen. Die Redemptoristen waren gute Prediger. Zwei Wochen hat diese Mission gedauert. An einem Donnerstagabend nach dem Gottesdienst sagte mir der Vikar, dass ich einmal in die Sakristei zum Pfarrer gehen solle. Dort sagte mir der Stadtpfarrer: „Du, Erika, morgen gehst du nicht in die Schule. Ich brauche dich morgen im Wildtal. Der eine Pater benötigt dich bei euch im Gasthaus Kandelblick. Dort möchte er mit allen Wildtäälern, die nicht runter nach Zähringen können, die Heilige Messe feiern. Da brauche ich jemanden, der ihm den Weg zeigt. Außerdem möchte er noch einigen Kranken die Heilige Kommunion bringen.“ Damals gab es ja noch keine Autos bei uns und deswegen mussten wir alles zu Fuß unternehmen. Nach der Heiligen Messe

morgens um 8:00 Uhr im Kandelblick marschier-
ten wir den Tag durch Wildtal, besuchten die
Kranken und brachten ihnen die Kranken-
kommunion. Unterwegs fragte mich der Pater, was
ich denn später einmal werden möchte. Damals
war ich schon in der Oberstufe. Ich antwortete
ihm: „Ich tät halt gern Medizin studieren. Und
dann habe ich noch so eine Spleen, ich würde gern
Missionsärztin werden.“ „Und sonst“ hat er dann
gefragt, „sonst hast du nichts im Kopf?“ Dann habe
ich geantwortet. „Ich könnte auch Pädagogik stu-
dieren. Ich hab mich halt noch nicht entschieden.“
Dann ist er hellhörig geworden und hat gesagt, „ich
komm gerade von einem Orden, der unterrichtet“.
So hat er mir dann von Villingen, dem St.-Ursula-
Kloster und der Schule erzählt. Für mich war es
damals sehr schwer vorstellbar Ordensschwester zu
werden. In Zähringen gab es im Kindergarten
Vinzentinerinnen, die ich persönlich sehr schätzte.
Aber das Gewand, das die Vinzentinerinnen tru-
gen, hat mir gar nicht gefallen, weil es so altmo-
disch und unpraktisch war. Doch der Pater versich-
erte mir, dass im St.-Ursula-Kloster in Villingen
sehr moderne Frauen seien, die auch etwas sehr
Gutes tun. Er riet mir, dort einmal hinzugehen und
die Frauen kennenzulernen, nicht damit ich dort
eintrete, sondern damit ich ein anderes Bild von
den Schwestern bekäme. Dann war die Mission bei
uns am Ort vorbei und die Padres waren wieder
weg. Kurze Zeit später kam eine Karte von dem
Pater und er schrieb mir, dass er mit der Schwester
Superiorin Xaveria gesprochen habe, und dass ich
einmal vorbeikommen solle. Frech und couragiert
wie ich so war, fuhr ich einfach nach Villingen und
schaute mir das Kloster und den Orden an. Das
war im Oktober 1948. Damals schlief ich in einem
der Gästezimmer im Erdgeschoss, dort wo heute
das Lehrerzimmer ist. Ich war von der Arbeit und
dem Leben hier so angetan, dass ich mich ent-
schied, hierhin zu gehen. Das war der Anfang! Ich
blieb dann im Briefwechsel mit der Schwester
Superiorin Xaveria und besuchte das Kloster noch
ein paar Mal für einige Tage. Nach meinem Abitur,
Ostern 1950, begann ich in Gengenbach das
Lehramtsstudium mit dem Ziel, Volksschullehrerin
zu werden.



Abb. 2: Mein „Hochzeitskleid“ vor meiner Einkleidungsfeier 1954.

Zum St.-Ursula-Kloster in Freiburg, das ich aus
meiner Schulzeit kannte, hat es mich nicht hinge-
zogen. Die Schwestern in Freiburg waren sehr fein,
haben auf Etikette großen Wert gelegt und haben
sich vor allem für höhere Mädchenerziehung inter-
essiert. Die Schwestern in Villingen dagegen waren
bodenständiger und haben angepackt, wo es nötig
war. Hier war eine viel offenere Atmosphäre. Meine
Eltern waren von meiner Entscheidung, ins Kloster
zu gehen, zunächst nicht begeistert. Es ist ihnen
sehr schwer gefallen. Meine Mutter meinte, „du
musst wissen, was du tust“. Erst später waren sie
mit meiner Entscheidung einverstanden.

Die Anfangsjahre in St. Ursula

Als ich am 1. Mai 1954 nach dem Abschluss des
Lehramtsstudiums nach Villingen kam, war ich
zunächst für ein halbes Jahr Postulantin. Darauf
folgte für ein Jahr das Noviziat und anschließend
legte ich zweimal jeweils für drei Jahre das Gelübde
auf Zeit ab. Pfingsten 1962 versprach ich dann die



Abb. 3: Mein neues Ordensgewand nach der Einkleidungsfeier 1954; rechts Sr. Hildegard.

ewige Profess (*Abb. 2*). Die St.-Ursula-Schwestern trugen schon damals auch in der Öffentlichkeit keinen Schleier, sondern nur eine kleine Kappe. Das Gewand der Schwestern entsprach dem Witwenkleid der Villingerinnen im 18. Jahrhundert. Es bestand aus einem schwarzen Kleid, einem Leinenkragen und einem Schal mit Fransen. Außerdem trugen wir noch eine Schürze. In der Machart war es also vergleichbar wie es jetzt die Villingerinnen an Festtagen und an der Fasnet tragen (*Abb. 3*). Unsere Ordensgründerin wollte nämlich, dass ihre Schwestern kein Ordenskleid, sondern das Witwenkleid ihrer Zeit und ihres Ortes trugen.

Mein Tagesablauf sah in den ersten Jahren wie folgt aus: Um 5:30 Uhr stand ich auf und um 6:30 Uhr versammelten wir uns alle in der Kirche zur Laudes und dann zur Heilige Messe. Anschließend gab es Frühstück. Um 8:00 Uhr begann für die Ordensfrauen die Schule. Ich ging rüber in die Klosterringschule. Der Unterricht dauerte meist bis

12 Uhr. Im Kloster gab es dann Mittagessen. Die Sext beteten wir nach dem Essen gemeinsam in der Kirche. Nach einer Phase der Rekreation mussten alle Ordensfrauen für die Schule arbeiten, das heißt Unterricht vorbereiten und Klassenarbeiten korrigieren. Um 18:00 Uhr beteten wir in der Klosterkirche die Vesper. Am Abend nach dem Nachtmahl gab es nochmals eine Phase der Rekreation, bevor wir zum Ende des Tages in der Kirche die Komplet sprachen. Um 21:30 Uhr sollten wir alle im Bett liegen.

Die Anfangsjahre an St. Ursula habe ich in sehr schöner Erinnerung. Damals gab es unter uns Schwestern einige Musikerinnen, die ein Instrument spielten. Außerdem sangen wir alle in einem Chor. Es gab 6–8 Anfängerinnen, wobei einige von ihnen schon damals das Kloster wieder verließen, weil sie z. B. nicht ehelos leben wollten. Sonntags nach der Heiligen Messe fuhren wir häufig gemeinsam mit der erfahrenen Klosterfrau Sr. Rita mit den Fahrrädern zum Klosterhof bei



Abb. 4: Sr. M. Siegrun, Sr. M. Gisela †, ehemalige Direktorin des Progymnasiums, Sr. Eva Maria und Sr. M. Roswitha (v.l.n.r.) im neuen Ordenskleid im Jahr 2007.

Fischbach. Mir ist noch gut ein Ausflug in Erinnerung, bei dem wir in der Nähe des Klosterhofs am Straßenrand vesperten. Wir hatten Wecken und Landjäger dabei. Als einige Leute vorbeikamen, rief Schwester Rita ganz plötzlich „Wecken weg, Rosenkranz raus!“. Über diesen Spruch mussten wir noch Jahre später immer wieder lachen. Ein paar Mal waren wir im Winter draußen zum Schlittenfahren. Natürlich trugen wir beim Schlittenfahren unser normales Ordenskleid. Wir waren damals schon eine fröhliche Gruppe.

Die 60er Jahre

Die meisten Schwestern unseres Klosters haben das 2. Vatikanische Konzil (1962–65) und seine Beschlüsse begrüßt. Es brachte frischen Wind in unseren Klosteralltag. Wir haben uns darüber gefreut, dass in der Kirche endlich etwas vorwärts geht. Für unseren Orden brachte das Konzil ein neues Ordensgewand. Wir legten das alte Villinger Häs ab und erhielten nun das graue oder schwarze

Ordenskleid, das wir noch heute anziehen (Abb. 4). Das schwarze Ordenskleid tragen wir sonntags und an Festtagen, das graue Ordenskleid ist für den Alltag bestimmt. Die 68er Revolte und die damit verbundene Kritik an der Kirche hat unser Klosterleben nicht betroffen. Wir waren in unserem Glauben so gefestigt, dass uns diese Kritik nicht verunsicherte. Auch in der Schule kann ich mich von Seiten der Eltern an keine negative Begebenheit erinnern.

Meine Zeit an der Klosterringschule

1954 gab es im St.-Ursula-Kloster noch rund 85 Ordensschwestern. In dieser Zeit wurde noch in Ordensschwester und Ordensfrau unterschieden. Die Lehrerinnen hießen alle Ordensfrauen. Das waren seinerzeit über 60 Nonnen. Diejenigen, die im Kloster arbeiteten, nannte man Schwestern. In den 50er Jahren gab es an St. Ursula neben der Volksschule, die heute die Klosterringschule ist, eine Handelsschule und ein Progymnasium. Die



Abb. 5: Meine Schüler beim Kinderumzug.

meisten Klosterfrauen arbeiteten an der Klosterschule. Diese war damals die „Maidlischul“ in der Stadt. Sie bestand seit 1776 und war bis ins 20. Jahrhundert hinein die einzige Mädchenschule in Villingen. Als ich 1954 an der Klosterschule anfang, arbeiteten dort fast nur Klosterfrauen, auch wenn diese Schule damals schon in staatlicher Trägerschaft war. Die Handelsschule, die man nach der Volksschule oder der Mittleren Reife besuchen konnte, leitete Schwester Christa. Direktorin des Progymnasiums war Schwester Gisela. In der Handelsschule gab es sehr viele Interne. Das waren Schülerinnen, die nicht nur an der Schule lernten, sondern das Jahr über im Internat der Schule wohnten. Sie feierten mit uns auch alle Feste mit, was ich in sehr schöner Erinnerung habe. Das Internat befand sich dort, wo heute der Zeichensaal ist und in den Stockwerken darunter.

Meine Zeit an der Klosterschule habe ich in sehr guter Erinnerung. Mit den Schülern meiner Klassen führte ich zahlreiche Theaterstücke auf.

Alle zwei Jahre nahm ich mit meinen Schülern unter einem bestimmten Motto am Kinderumzug teil (Abb. 5). Außerdem dichtete ich zu vielen Anlässen im Schulleben wie Abschlussfeiern oder Verabschiedungen gemeinsam mit meinen Kollegen Lieder, sang im Chor wie den „Klostersingers“ mit oder schrieb kleine Sketche. Mit der Zeit nahm die Zahl der Klosterfrauen an der Schule immer mehr ab. 1967 waren nur noch 12 Frauen aktiv im Schuldienst der Klosterschule. Das war eine Tendenz, die sich immer weiter fortsetzte. Als ich 1989 als letzte Ordensschwester an der Klosterschule in den Ruhestand ging, endete dort eine lange Tradition in der Stadt. Aber wir hatten in unseren Mauern noch die Realschule und das Progymnasium.

Schwere Zeiten

Doch mit dem personellen Rückgang im Kloster kamen auch finanzielle Schwierigkeiten auf uns zu. Ende der 80er Jahre konnten wir die jährlich

500.000 DM für unsere Schulen nur noch schwer zusammenbringen. Daher ging ich zu unserem Bischof Wolfgang Kirchgässner und bat ihn um Rat, was wir mit unseren Schulen machen sollten. Anscheinend waren andere Klöster mit Schulen in einer ähnlichen Situation, so dass sich die Vertreter im Ordinariat mit dem Bischof berieten und schließlich die Schulstiftung gründeten. In der Schulstiftung sind u. a. zahlreiche kirchliche Schulen ehemaliger Klöster zusammengefasst. Sie werden von der Ortskirche finanziell unterstützt. 1990 übergab ich schließlich die St.-Ursula-Schulen, d. h. die Realschule und das damalige Progymnasium in die Trägerschaft der Schulstiftung.

Im Laufe der nächsten Jahre nahm die Zahl der Ordensschwester immer mehr ab. Heute sind wir leider nur noch drei Klosterfrauen in diesem Kloster. Diese Entwicklung mitzuerleben ist nicht einfach. Es ist der Lauf der Zeit, dass heute zum Glück keiner mehr Ordensschwester werden muss, damit junge Mädchen eine Schulbildung erhalten.

Unsere Ordensgründerin Anne de Xaintonge hat es sich vor 400 Jahren zur Aufgabe gemacht, Mädchen das gleiche Recht auf Bildung zu gewähren wie Jungen. Das war damals absolut unüblich. Heute sind wir St.-Ursula-Schwestern in Europa vielleicht nicht mehr so wichtig, weil wir genügend Lehrerinnen haben.

Was ich auch sehr bedauere, ist die Tatsache, dass mit unserem Sterben eine fast 800-jährige Klostergeschichte hier an diesem Ort zu Ende geht. Seit etwa 1230 leben in dem alten Haus neben dem Bickentor fromme Frauen, später als Ordensgemeinschaft der Clarissen und ab 1782 die St.-Ursula-Schwestern.

Heute blicke ich dankbar auf ein erfülltes Leben und auf das, was ich als Leiterin meiner Gemeinschaft für Haus und Mitschwestern leisten konnte, zurück (*Abb. 6*). Ich bin sehr dankbar, dass ich als Leiterin von meinen Mitschwestern angenommen wurde, und dass wir gut zusammengelebt haben auch mit denen, die bereits vorausgegangen sind.



Abb. 6: Sr. Eva Maria im März 2012.

Im Kloster ist auch Gegenwart Geschichte

Marga Schubert

St. Ursula unter neuer Leitung /

Ist Schwester Roswitha die letzte Superiorin?



*Ein markantes Gebäude im Villingener Stadtbild: Das Kloster St. Ursula in der Bickenstraße, Nummer 25 direkt neben dem Bickentor.
Bild: Colli*

Die Zeit bleibt nicht stehen, so gerne man das auch gelegentlich möchte. Auch hinter Klostermauern nicht. Doch schließt man im Kloster St. Ursula in Villingen die Pforte hinter sich und geht die breiten, stillen Flure entlang, die bestückt sind mit historischen Bildern, Schnitzereien, Malereien, christlichen Statuen und antiken dunklen Möbeln, so ist man fast versucht zu glauben, dass hier die Zeit wahrhaft stillgestanden ist. Und es beschleicht den Besucher immer wieder eine intensive Ehrfurcht vor der fast 800-jährigen Klostergeschichte Villingens.

Doch die Zeit ist natürlich nicht stehen geblieben im Kloster St. Ursula. Und die verrinnende Zeit brachte aktuell nun auch personell wieder eine Änderung im Klosterleben mit sich. Die heute 83-jährige Schwester Eva Maria, seit 60 Jahren im Kloster St. Ursula, über 50 Jahre Lehrerin und 32 Jahre lang bekannte und beliebte Superiorin, gab altershalber ihr Amt und die Verantwortung in jüngere Hände ab. Seit 15. Juli 2012 ist die 77-jährige Schwester Roswitha nun Superiorin des Klosters und hält die Fäden der Verwaltung fest in den Händen.



Die alte und die neue Superiorin im Kloster St. Ursula: links Schwester Roswitha, rechts Schwester Eva Maria. Schwester Roswitha war schon immer neben ihrer geliebten Arbeit als Lehrerin die eher sachlich denkende kaufmännische Kraft im Klosterbetrieb, die mit den alltäglichen Zahlen und Fakten jonglierte, während Schwester Eva Maria mit genau so viel Liebe unterrichtete, daneben aber statt zwischen harten Zahlen und Fakten lieber auf den Pfaden der Geschichte wandelte, immer auf der Suche nach Spuren der Vergangenheit, nach Wahrung der Tradition von Kirche und Kloster. Zwei völlig verschiedene Charaktere, die sich aber harmonisch ergänzen, diese beiden Klosterfrauen.
 Bild: Schubert

Die Jüngste im Bunde der nur noch drei verbliebenen Ursulinerinnen im Kloster ist mit 72 Lebensjahren Schwester Sigrun, die 2003 aus dem aktiven Schuldienst ausschied. Bis vor drei Jahren gehörte auch Schwester Gisela noch zum Quartett der Verbliebenen. In den 50er/60er-Jahren lebten hier noch zwischen 80 und 90 Klosterschwestern.

Die neue Superiorin weicht der Realität nicht aus: „Nun werde ich es eben sein, die das Kloster in einigen Jahren auflösen muss. Denn nur so lange wir drei Schwestern noch in der Lage sind, den Betrieb aufrecht zu erhalten, solange Pater Fuchs noch den Gottesdienst in der Klosterkirche zelebrieren kann, wird das Kloster bestehen können“. Sie sagt das sachlich und ohne große Wehmut. „Das sind einfach Tatsachen“, denn: die Zeit bleibt nicht stehen.

In Aalen/Württemberg als Roswitha Wecker geboren, lebt die neue Superiorin bereits seit 55 Jahren in Villingen. 1957, im Alter von 22 Jahren, wagte die gelernte kaufmännische Angestellte den Schritt ins Klosterleben. Sie wollte aber schon immer Kinder unterrichten und im Kloster St. Ursula bekam sie die Möglichkeit dazu. Sie durfte auf Lehramt studieren.

Nach dem Studium unterrichtete Schwester Roswitha drei Jahre in der Klosterschule. Schließlich wurde sie am Progymnasium St. Ursula zur Internatsleiterin berufen, ein Amt, das sie 20 Jahre lang ausübte. Zusätzlich unterrichtete sie immer auch als Lehrerin. Nach Schließung des Internats Mitte der 80-er Jahre baute sie die Tagesheimschule auf, war deren Leiterin bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 2001. Noch heute wer-



Durch das großartige Portal des Klosters St. Ursula gehen nicht nur die Schwestern, sondern jeden Werktag auch hunderte von Mädchen und Buben, die die St. Ursula-Schulen besuchen.

Bild: Colli

den in der Tagesheimschule etwa 40 der rund 700 Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums St. Ursula, das vor längerer Zeit schon in die Verantwortung des erzbischöflichen Ordinariats in Freiburg übergegangen ist, tagsüber betreut, bekommen auch ihr Mittagessen.

Nach ihrer Pensionierung übernahm Schwester Roswitha die Klosterverwaltung, die sie nun schon seit gut zehn Jahren erfolgreich managt. Immerhin beschäftigt das Kloster insgesamt 13 Mitarbeiter und hat damit die Größe eines kleineren Wirtschaftsbetriebes. Wurde früher im Kloster die Buchhaltung noch über die großformatigen „Journale“ abgewickelt, die Ältere vielleicht noch kennen, machte die Zeit der neuen Medien auch vor Klostermauern nicht halt. Schwester Roswitha

bildete sich weiter, belegte Computerkurse und der Wirtschaftsprüfer brachte ihr nach und nach das Buchungsprogramm bei. Heute ist sie „fit wie ein Turnschuh“ am Computer und führt ihren kleinen Betrieb „Kloster St. Ursula“ souverän. Neben Haus, Hof, Küche und Kirche an der Bickenstraße/Bärengasse natürlich auch den zum Kloster gehörenden Klosterhof zwischen Schabenhäusern und Fischbach. Heute ist ein Teil des Gebäudes vermietet, die landwirtschaftlichen Flächen verpachtet. Doch den Klostergarten bewirtschaftet Schwester Roswitha immer noch selbst. Ein Tag pro Woche gehört „ihrem“ Garten. „Das ist für mich Erholung pur, auch wenn ich von morgens bis spätabends arbeiten muss“, so freut sie sich. Neben Gemüse und Beeresträuchern, die sie anbaut und pflegt, fällt so immer wieder „Frischkost“ für die Klosterküche ab. Doch die Blumen sind ihr ein und alles. Und wenn Schwester Roswitha einen dicken, duftenden Strauß als Klosterschmuck mitbringt, freuen sich alle. Blumen sind auch ihre Favoriten bei ihrem zweiten Hobby, dem Fotografieren. Und im Kloster werden dann wunderschöne Grußkarten aus den Aufnahmen gebastelt.

Die neue Superiorin könnte ein Buch schreiben über ihre bis jetzt 55 Jahre Klosterleben und Schulbetrieb. Viele Veränderungen erlebte sie mit, allein schon was die Um- und Anbauten auf dem Klosterareal betrifft. Als sie nach Villingen kam, gab es noch die alte riesige Scheune im Hof, unter deren Dach sie bei Regen oft spazierte und den Rosenkranz betete. Auch das „Bärenhäusle“ an der Bärengasse stand noch.

Tausende von Schülern und Schülerinnen hat Schwester Roswitha seither unterrichtet. Deshalb darf sie samstags kaum ins Städtle gehen, denn dann kommt sie stundenlang nicht mehr heim. Immer wieder ruft jemand freudig aus: „Hallo Schwester Roswitha, erinnern Sie sich? Ich bin doch der Klaus, (oder der Josef oder die Marianne oder Hildegard). Ich ging doch bei Ihnen in die Schule“: Das freut die Klosterfrau natürlich, erkennt sie darin doch, dass ihre Arbeit Früchte getragen hat und im Bewusstsein der Menschen in Erinnerung geblieben ist.

Carolina Wittum, die letzte Äbtissin des Villingener Klarissenklosters

Edith Boewe-Koob

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die aus der Aufklärung stammenden Ideen von der absoluten Souveränität des Staates rigoros verschärft. Aus dieser Staatsform entwickelte sich der Josephinismus, dessen Hauptvertreter Joseph II. (1741–1790) war (*Abb. 1*).

Das von den Habsburgern praktizierte sogenannte Staatskirchentum griff in die Unabhängigkeit der Kirche ein. In dieser aus dem Absolutismus stammenden Regierungsform übte der Monarch die Staatsgewalt allein aus. Den Untertanen war jede Art politischer Aktivität verboten. Die Vorstellung von der absoluten Souveränität des Staates wurde schon unter Maria

Theresia verschärft, und danach unter ihrem Sohn Joseph II. zur vollen Geltung gebracht¹.

Zwar wurden einige Verbesserungen in der Verwaltung der kirchlichen Institutionen erreicht, jedoch die Mitarbeit der Kirche an der Durchführung der teilweise auch innerkirchlichen Reformen abgelehnt. So hob Joseph II. unter anderem 800 kontemplative Klöster auf, da diese ihm „unnützlich“ erschienen und niemandem dienten. Zu diesen aufgehobenen Klöstern gehörte auch das Villingener Klarissenkloster.

Dieses Kloster war ab 1480 ein Ort tiefer Religiosität und Mystik, geprägt durch die erste Äbtissin Ursula Haider. Sie erfüllte die Regel der heiligen Klara (1193/94–1253) mit großer Intensität, und übertrug dies auch auf ihre Mitschwestern. Ursula Haider stand schon in Valduna in dem Ruf einer begnadeten Mystikerin. Nach ihrem Einzug in das Villingener Haus am Bickentor wurde das Klarissenkloster zu einem weithin geachteten Zentrum geistlichen Lebens. Die mystische Ausstrahlung und klösterliche Disziplin der Äbtissin war Vorbild für ihre Nachfolgerinnen, und so war das Kloster St. Klara über Jahrhunderte ein Ort des mystisch-religiösen Lebens und des feierlichen Chorgebets (*Abb. 2*).

In den ca. 300 Jahren des in Villingen beheimateten Klarissenklosters ragen aus der Vielzahl würdiger Schwestern einige bedeutende Persönlichkeiten hervor. Besonders unter den Äbtissinnen, die unterschiedlich unter der Ungunst der Zeiten zu leiden hatten, gab es außergewöhnliche Frauen. Sie alle standen in individueller Weise dem Kloster mit großer Verantwortung vor.

Die letzte Äbtissin des Villingener Klarissenklosters war die in Villingen geborene Carolina Wittum. Als sie am 27. Juni 1776 zur Äbtissin des Klosters gewählt wurde, fand sie eine große Schuldenlast vor. Aus Not mussten die Klarissen „gemeine



Abb. 1: Joseph II., Jugendbildnis.



Abb. 2: Klarissin.

arbeit“ verrichten, um zur Erhaltung des Klosters beitragen zu können. In den Aufzeichnungen der Jahre 1776 und 1777 schrieb die Äbtissin: „... bey andrettung des Ampts hab ich Schulden gefunden bey 12 000 G(ulden) das gotts hauß hat an capital gehabt 5 000 G(ulden) ... was ich da bey vor creutz und Elendt gehabt weiß gott allein ...“².

Um den drohenden finanziellen Ruin aufzuhalten, nahm Carolina Wittum Kontakt zu dem Provinzial Pater Angelus Winkler, dem Pater Constantinus Wittum³ und drei dem Kloster nahestehenden Bürgern auf, dem Bärenwirt Joseph Wittum, dem Bruder der Äbtissin, dem Zunftmeister Franz Bayer und Nicolaus Bandle. Es wurde der Äbtissin geraten, die Schaffnei (die Stelle des Verwalters) und die Felder zu verpachten, da die finanzielle Belastung bei der Selbstbewirtschaftung für das Kloster zu groß waren. So wurde ein Beständer auf sechs Jahre eingestellt, der nicht wie der Schaffner Verwalter, sondern Pächter war und auf eigene Rechnung wirtschaftete⁴. Diese und andere Probleme traf die neu gewählte Äbtissin bei

ihrem Antritt als Vorsteherin des Klarissenkloster an.

Carolina Wittum war die Tochter des Bärenwirts und dessen Frau Maria, geb. Fleck. Ihre Familie gehörte zu den ältesten Geschlechtern der Stadt Villingen. Sie wurde am 22. Mai 1737 auf den Namen Helena getauft. Wahrscheinlich war der Tauftag auch der Tag ihrer Geburt.

In einer Aufzeichnung⁵ wird berichtet: „... da nun diese Junge Tochter an der Welt und ihren Eitelkeiten kein Geschmack fandte, suchte Sie eine Freystätte⁶ in dem Villingenischen Klarissen Kloster, wohin Sie sich in dem Jahre 1754, den 6. Juny begabte: jehe länger Sie sich in dieser Heiligen Freystatt aufhielte, desto mehr Lust und Begierde empfandte Sie in ihr, die Welt und mit ihr alles Weltliche abzulegen, und wirklich geschache es den 26. Jener 1755: das Sie das weltliche Kleid ab, und das Geistliche Anzoge – Sie hieltte die Regularische Probe⁷ ein ganzes Jahre aus, und bereithete sich dadurch, der Gemeinschaft der Kinder der Hl. Klara gänzlich Einzuverleiben. Es geschache auch den 27. Jener 1756: durch Feyerliche Ablegung der Gelübten. – von dieser Zeit übte Sie sich in den Klösterlichen Tugenden und Verrichtungen, daß Sie in dem Jahre 1776, den 2. Juny zur Würde der Äbtissin und Mutter des Hauses erwählet wurde ...“⁸.

Wie die Äbtissin selbst schrieb, übernahm sie ein schweres Amt. Die finanzielle Situation des Klarissenklosters war mehr als bedenklich. Die Schulden mussten abbezahlt werden, die teilweise schon in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden waren. Kosten des Kirchenumbaus und anderer Bauten (ab 1701) brachten das Kloster in finanzielle Schwierigkeiten. Es wurden bei den Klöstern Paradies und St. Märgen Anleihen aufgenommen, deren Zinslast sich bei der wirtschaftlichen Lage des Klosters stark bemerkbar machte.

Die Haupteinnahmen bestanden seit der Gründung des Klosters aus den Erträgen der Landwirtschaft. Aber den Einnahmen standen große Ausgaben, besonders für Löhne gegenüber. Die wichtigste Stelle nahm der Schaffner ein, dem die gesamte Verwaltung der landwirtschaftlichen Betriebe unterstand. Außerdem musste er sich um die korrekte Ablieferung der Gülten⁹ kümmern. Die meisten Schaffner waren verheiratet und hat-



Abb. 3: Bickenturm mit Klosterkirche.

ten eine geräumige Wohnung. Lebensmittel, wie Milch, Getreide u.a. durften sie den Vorräten des Klosters entnehmen¹⁰. In den Vorschriften wird erwähnt, dass der Schaffner nicht nur den Knechten befehlen durfte, sondern auch selbst Hand anlegen musste. Seine Frau, die Schaffnerin, hatte die Mägde vor allem bei der Milchwirtschaft zu überwachen. Die Löhne waren zu den verschiedenen Zeiten unterschiedlich, sie wurden immer der jeweiligen Situation angepasst. Das Kloster hatte neben dem Schaffner und seiner Frau für mehrere Arbeiter finanziell zu sorgen. Da war der Großknecht, ein Stallknecht, ein Roßbub, eine Großmagd, eine oder zwei Kleinmägde, die alle im Dienst des Klosters standen¹¹. Während der Heuernte wurden Mäher, in der Getreideernte Schnitter und im Winter Drescher eingestellt. Außerdem waren der Groß- und Kleinhirte, der Lämmerhirte, manchmal auch eine Lämmerhirtin, sowie der Fohlenhirte zu bezahlen. Bei diesen großen Ausgaben, zu denen auch noch die Kosten der

Verpflegung kamen, war von einem Reinertrag keine Rede.

Die angespannte wirtschaftliche Lage des Klosters wird auch durch die Tatsache deutlich, dass der Vogt von Sumpfohren sein Guthaben von 1000 Gulden kündigte und das Kloster die Summe sofort zurückzahlen musste. Trotz großem persönlichen Einsatz der Äbtissin war anfangs niemand bereit, dem Kloster die benötigte Summe zu leihen. Doch ein Bürger aus Triberg lieh dem Kloster die 1000 Gulden. Der Gläubiger aber verlangte zu seiner Sicherheit, dass sie als Obligationen auf die Liegenschaften des Klosters eingetragen wurden¹².

Wie schon früher, entstanden auch in der Amtszeit der Äbtissin Carolina Wittum (1776–1782) Probleme mit einigen Schaffnern, die sich aufrührerisch gebärdeten und keinerlei Rücksicht auf die klösterliche Ordnung nahmen. Sie versuchten alles, um ihren Vorteil zu erlangen. Die anfangs erwähnten Bürger Franz Bayer, Nicolaus Bandle und Joseph Wittum, treue Berater

der Äbtissin, machten deshalb den Vorschlag, zwei Zehnten in Aasen und Sumpfhöfen zu verpachten und bemühten sich selbst um Interessenten. Da die Bauern aus Aasen beim ersten Bieten ein so niedriges Angebot machten, dass es einer Verhöhnung gleichkam, wurde der Zehnte einem auswärtigen Bieter zugeschlagen. Er bezahlte pünktlich und bekam deswegen für das Jahr 1778 erneut einen Vertrag. Obwohl sich die Bauern beim Oberamt beschwerten und deshalb ein Abgesandter in die Redstube des Klarissenklosters kam, ließ sich die Äbtissin Carolina Wittum trotz einer üblen Szene nicht einschüchtern.

Ende Oktober 1778 regnete es unaufhörlich, so dass durch das abtreibende Holz die „*Bücken Bruggen*“ (Bickenbrücke) zerstört wurde und die gewaltigen Wassermassen viele Gärten zerstörten. Wie durch ein Wunder blieb das Brennholz des Klosters von den Wassermassen unberührt, obwohl an anderer Stelle ganze Klafter Holz weggeschwemmt wurden.

Doch am Ende des Jahres konnte festgestellt werden, dass keine neuen Anleihen gemacht wurden, und dass sogar einige Schulden beglichen werden konnten¹³.

Am 29. Juli 1779 wurde der Ertrag des Zehnten öffentlich angeboten und brachte dem Kloster endlich 1180 Gulden, was im Konvent große Freude auslöste. Nicht mal 24 Stunden gewährte die Erleichterung, denn ein Gewitter zerstörte in einer Nacht fast alle Feldfrüchte, so dass von den 1180 Gulden nur ein Teil an das Kloster bezahlt werden konnte. Trotzdem verbesserte sich nach und nach die wirtschaftliche Lage des Hauses, und der Tatkraft und dem persönlichen Einsatz der Äbtissin war es zu verdanken, dass auch im Jahr 1779 wieder ein Großteil der Schulden abbezahlt werden konnte¹⁴.

Doch kaum war etwas Ruhe und wirtschaftliche Verbesserung in das Kloster eingekehrt, als die Aufhebung der kontemplativen Orden in den von Österreich regierten Ländern ihre Schatten voraus warf.

Bereits unter Maria Theresias Regierung erschien am 22. August 1764¹⁵ ein Erlass, der die Verordnung Kaiser Leopolds vom 9. Mai 1684

wieder in Erinnerung brachte, dass „... *füröhin weder Häuser, Höfe, Rebärten, Wiesen, Äcker, Waldungen noch Gülten, Zehnten, Jagd- und Fischereirechte an geistliche Genossenschaften, wess Standes, Würden oder Ordens sie seien, verkauft, verschenkt, gestiftet oder auf eine andere Art veräußert werden. Damit aber denen, welche ihres Seelenheils willen ein gottseliges Vermächtnis zu tun intentionieren, ihr guter Wille nicht gestört werde, soll ihnen solches in Geld oder andern Mobilien erlaubt sein ...*“¹⁶.

Am 21. Januar 1766 bestimmte Maria Theresia aus „... *aufhabender landesmütterlichen Vorsorge ...*“, dass neu eintretende Kandidatinnen keine zu große Mitgift den Klöstern einbrachten. Maximal waren 1500 Gulden erlaubt, jedoch konnten auch weiterhin für den geistlichen Beruf taugliche Personen aufgenommen werden, welche diese Summe nicht aufbringen konnten. Ab 1773¹⁷ musste jedes Jahr eine ausführliche Angabe über die finanzielle Situation der einzelnen Klöster und des Personenstandes an die Regierung geschickt werden.

Das Jahr 1779¹⁸ war besonders reich an kaiserlichen Verordnungen, die immer radikaler wurden. Am 13. Juli 1779¹⁹ erschien ein Verbot, „... *dass Ordensmitglieder, die einzelne Kleidungsstücke oder sonstige nötige Kleinigkeiten aus eigenen Mitteln oder sonstigen Zuflüssen anschaffen, um die unumgängliche erforderliche Gleichheit zu erreichen, hat die kaiserlich-königliche Majestät zu befehlen geruht, dass die Klöster ihren Mitgliedern alle Kleider, Wäsche und sonst nötige Kleinigkeiten anschaffen sollen. Wenn arme Klöster dazu nicht imstande sein sollten, haben sie füröhin weniger Mitglieder aufzunehmen...*“²⁰. Dieser Erlass musste allen Schwestern vorgelesen werden, und eine unterzeichnete Bescheinigung an den kaiserlichen Kammerpräsidenten eingesandt werden²¹. Ebenfalls 1779 am 30. Okt. wurde befohlen, dass für die Stelle einer Oberin nur Untertanen aus Österreich heranzubilden seien, da sonst die Regierung auf andere Weise Einschränkungen machen würde²². Auch durften Schwestern bei der Ablegung der Gelübde nicht dazu verleitet werden, fromme Stiftungen, wie hl. Messen, ewige Lampen, Altäre etc. zu machen²³. Dieser „*Unfug*“ wurde verboten, und alle Testa-

mente der Ordensmitglieder mussten vor ihrer Unterschrift der Landesstelle zur Einsicht vorgelegt werden, „... damit derlei unnötige Vermächtnisse abgestellt werden konnten ...“²⁴.

Die Klarissen waren sichtlich beunruhigt und verunsichert, sie wollten nur eines, nämlich Gott dienen und ihre Ordensregel befolgen, wie sie es Zeit ihres Lebens mit großer Andacht taten.

Auch das Jahr 1780 brachte viele Probleme und Enttäuschungen für die Klarissen. Mit Mühe und Not konnte die Äbtissin 1000 Gulden bei der Stadt anlegen, um für Notzeiten eine Reserve zu haben. Doch das Kloster konnte deswegen nur äußerst spartanisch leben. Und wieder musste ein Bericht nach Freiburg geschickt werden, in dem jede kleine Änderung innerhalb des Hauses aufgezeichnet werden musste.

All diese Schikanen ließen Schlimmes befürchten, zumal es 1781 zu Aufhebungen verschiedener Klarissenklöster und anderer kontemplativen Orden in den von Österreich regierten Ländern kam. Doch trotz aller Erschwernisse waren die Klarissen noch voll Gottvertrauen und hofften auf einen guten Ausgang, da sie nicht zu den vornehmen Klöstern gehörten²⁵. Doch alles kam anders²⁶.

In den handschriftlichen Aufzeichnungen einer Klarissin steht: „... es begab sich Anno 1782, den 8. Februar, dass unverhofft Herr Stadtpfarrer Dominicus Lutz ein bischöfliches Dekret gebracht und vorgelesen hat, dass wir uns in den Willen Gottes fügen sollen, die Klausur öffnen, um den Kommissar, Marquard von Gleichenstein und den Sekretär, in das Kloster eintreten zu lassen. Alle Klosterfrauen und Schwestern wurden zusammengerufen und ihnen verkündet, dass das Klarissenkloster in Villingen aufgehoben sei und die Schwestern innerhalb von fünf Monaten das Kloster zu verlassen hätten und dem Orden entsagen müssten. Sie konnten entweder in ein anderes Kloster eintreten, in dem Jugend unterrichtet würde, oder als Laien mit einer kleinen Pension leben. Alle Schlüssel des Klosters, auch die der Kirche, mussten dem Kommissar abgegeben werden und unter Eid mussten die Schwestern aussagen, dass alles angegeben wurde, was dem Kloster und ihnen zu Eigen war. Am 4. März wurde dem Kloster die Kapitalbriefe genom-

men, das wenige Silber, Bestecke und Becher, die für die Gäste benutzt wurden und Geschenke der Angehörigen der Schwestern waren, wurde verpackt und nach Freiburg geschickt: **Es ward nicht mehr gesehen ...**“²⁷.

In der Küche, Speisekammer, Speicher und Keller wurden alle Vorräte gewogen, gemessen und ein Verzeichnis darüber angelegt. Ebenso wurde das gesamte Inventar aufgenommen und schließlich alle Kästen und Truhen versiegelt. Den Schwestern wurde täglich nur das Nötigste zum Essen bereitgestellt, das Übrige wieder eingeschlossen und versiegelt.

Am Fastnachtssonntag wurde die Essensausgabe vergessen, so dass die Schwestern beschlossen, lieber zu fasten als zum Administrator zu schicken. (Als Administrator war Lucas Broz vom Magistrat Villingens eingesetzt worden). Doch der Bärenwirt, der Bruder der Äbtissin, versorgte den Konvent mit Lebensmitteln, so dass der Hunger gestillt werden konnte.

In vandalischer Weise wurde mit den alten Handschriften und anderen, sehr alten und wertvollen Büchern verfahren. Die gut erhaltenen wurden ausgewählt und an die k. k. Hofbibliothek geliefert. Es waren ca. 60 Folianten²⁸. Alle übrigen Bücher mussten unter Aufsicht des Kommissars verbrannt werden (Abb. 4).

Dieser füllte selbst die Körbe und sorgte dafür, dass keine Schrift, kein Buch den Flammen entging²⁹. Die Paramenten und die Kirchenzierden wurden eingeschlossen, so dass selbst an Ostern die Kirche nicht geschmückt werden konnte.

Nachdem alles im Klarissenkloster registriert und eingeschlossen war, reiste Marquard v. Gleichenstein wieder nach Freiburg. Zuvor mussten die Schwestern ein Mittagessen bereiten, an dem der Kommissar, der Pater Provinzial, der Magistrat, der Sekretär Chorhummel und der Administrator Broz teilnahmen. Die Chronistin schrieb: „... Die Herren waren sämtlich recht wohlauflaun und vergnügt und suchten uns aufzuheitern, was ihnen aber nicht gelang. Wir waren zu sehr bestürzt, und dann war es das erste Mal seit das Kloster bestand, dass die Klarissen mit weltlichen Leuten im Refektorium speisten ...“³⁰.



Abb. 4: Eine dem Feuer entgangene Handschrift.

Auch während der Anwesenheit des Kommissars hielten die Klarissen ihre Gebetszeiten ein. Weder die nächtlichen Metten noch das feierliche Chor- gebet am Tag wurde unterlassen. Sie verdoppelten ihre Gebete vor dem Gnadenbild (Ecce Homo) und riefen Ursula Haider als Fürsprecherin an. Besonders die Äbtissin Carolina Wittum, die wegen der Situation des Klosters in großen Sorgen war, und sich für ihre Mitschwestern verantwort- lich fühlte, bat den Herrn um Trost und einen Ausweg.

Nicht nach fünf, sondern schon innerhalb von zwei Monaten mussten sich die Klarissen erklären, ob sie in ein anderes Kloster eintreten oder sich in den Laienstand zurücksetzen lassen wollten³¹.

Bereits am 16. März 1782³² schickten die Klarissen eine Deklaration an die kaiserliche Regierungsstelle, in der sie baten, in ihrem Kloster bleiben zu dürfen und mit den Dominikanerinnen, die bereits Unterricht erteilten, „untergestoßen“ zu wer- den. „... sollte die eine oder andere die erforderlichen Fähigkeiten nicht besitzen oder altershalber unvernünftig befunden werden, bitten wir untertänigst um die zugesagte Pension, damit dieselben ihre Lebensstage in der Welt beschließen können ...“. Sie verspra- chen jede Lösung anzunehmen, die von der Regierung kommen würde, nur um im heimatlichen Kloster bleiben zu können. Als Antwort kam lediglich der Hinweis, die Erklärung nach drei Wochen erneut einzusenden. Dies geschah auch am 12. April 1782. In der Zwischenzeit lebten die Klarissen zwischen Bangen und Hoffen. Sie alle waren seit ihrer Jugend in

einem klausurierten Orden und hatten kaum Berührung mit der Außenwelt. Ein Leben außerhalb des Klosters konnten sie sich nicht vor- stellen.

Carolina Wittum bat erneut in dem Brief vom 12. April 1782 auch im Namen ihrer Mitschwestern für die Möglichkeit „... (den) unter- richt weiblicher Jugend in unserrem aufgehobenen, hierzu aber sonders dienlichen Kloster Convent mit oder ohne Zusammen stossung beyder Dominici und Claraordens gehorsambst beflissentlich zu überneh- men. Falls unser Ansuchen nicht erhört werden sollte, so bitten wir unsere übrigen Lebensstage in der welt- lichen stillen Einsamkeit mit der bewilligten Pension beschließen zu dürfen ...“³³.

Die Namen der Klarissen:

(Chorfrauen)

Maria Carolina abbtl.

Maria Clara priorin

Maria Barbara seniorin

Maria Aloysia

Maria Friderica (ausgetr. 13.8.1782)

Maria Johanna (ausgetr. 13.8.1782)

Maria Magdalena

Maria Catharina

Maria Thereßia

Maria Cäcilia

Maria Josepha

Maria Ursula

Maria Fortunata

Laienschwestern

Schw. Maria Elisabeth (ausgetr. 13.8.1782)

Schw. Maria Martha

Schw. Maria Anna

Schw. Bernharta

Schw. Maria Antonia

Seit einigen Jahren war im Kloster der Dominikanerinnen, genannt Vetersammlung, eine Normalschule für Mädchen errichtet worden, die sich aber bald als zu klein erwies. Trotz Kauf eines Nachbarhauses, das von der Stadtverwaltung erworben wurde, waren die Räumlichkeiten für den Unterricht ungeeignet. Bevor nun die Stadt ein neues Schulhaus bauen musste, kam das größere Kloster der Klarissen ins Gespräch. Der Vorschlag war, dass die Dominikanerinnen in das ehemalige Klarissenkloster umsiedeln sollten, um den Schulunterricht gemeinsam mit den einstigen Klarissen halten zu können. Die Priorin der Dominikanerinnen, Josepha Hautin, willigte im Namen des Konvents in die Verlegung der Schule und die Übersiedlung nach St. Klara ein. Doch glaubten sie, dass die ehemaligen Klarissen die Augustinusregel, die auch von den Dominikanerinnen befolgt wurde, annehmen würden. Als sich aber der Konvent von St. Klara entschloss, dem Orden der Ursulinen beizutreten, gab es Probleme³⁴.

Im Juli 1782 schrieben die Dominikanerinnen an den Visitator Spengler: „... Die Frauen der Vetersammlung ad St. Catharinam empfinden es schwer und es fällt ihnen untröstlich, wenn sie genötigt werden, die geschworene Ordensregel samt dem Habit abzulegen und sich zu einem anderen Institut

zu entschließen ...“³⁵, da nicht der Dominikaner Orden aufgehoben sei. Nach langem Zögern waren die Frauen bereit ihren weißen Habit abzulegen und das schwarze Kleid der Ursulinen zu tragen. (Wenn die Klarissen die Augustinusregel angenommen hätten, wäre das Klarissenkloster ein Dominikanerinnenkloster geworden).

Nun richtete der Stadtrat eine Bittschrift an den Kaiser: „Den Frauen, die laut Rezess im Jahr 1479 ad St. Claram dahier auf- und angenommen wurden, kann man das verdiente Zeugnis geben, dass selbe von der ersten Ankunft an ihre Ordenspflicht und gottesdienstliche Verrichtungen pünktlich ausgeführt, und in Fried und innerlicher Eintracht ihr Leben auf die erbaulichste Art hingebacht, alle bürgerlichen Beschwerden und Steuern willig entrichtet, daher sich landesfürstlicher Gnade und Milde würdig gemacht haben ...“³⁶.

Nachdem der Antrag genehmigt wurde, schrieb Carolina Wittum einen Dankesbrief (ohne Datum), der im Klosterarchiv als Konzept vorhanden ist. Sie bedankte sich, dass sowohl die ehemaligen Klarissen als auch die Dominikanerinnen dem Ursulinen Orden beitreten konnten und bat um eine würdige Oberin. Sie erinnerte an die zugesagte 100 fl. für jede Person, um die nötige Kleidung kaufen zu können. Die ehemalige Äbtissin Carolina Wittum fühlte sich auch nach der

Aufhebung des Klarissenklosters für ihre Mitschwwestern verantwortlich.

Am 16. Oktober 1782 kamen zwei Ursulinen aus Freiburg, um die neue Ordensregel einzuführen und um die Schwestern mit dem Unterricht vertraut zu machen. So wurden die Klarissen, die jahrhundertlang in Villingen segensreich wirkten, einem fortschrittlichen Schulorden unterstellt und bewährten sich als Lehrerinnen.

Anmerkungen:

- ¹ Maass, Ferdinand: Josephinismus, in LThK, Bd. 5. Herder-Verlag: Freiburg 1960, Sp. 1127ff.
- ² A.B. BB 9.
- ³ C. Wittum wurde in Villingen 1724 geboren, war von 1774 bis 1777 Sekretär der Provinz und ab 1794 Guardian im Villingener Franziskanerkloster.
- ⁴ A.B. Chronik: Das Gotteshaus St. Klara von 1648 bis zur Umwandlung in das Lehrinstitut St. Ursula im Jahr 1782. .N.N.
- ⁵ A.B. BB 13. Chronik von St. Clara 1648-1782.
- ⁶ Freistätte = ein Ort, in dem es möglich ist den eigenen Interessen nachzugehen (hier ‚Suche der Gottesnähe).
- ⁷ Die Probe, die franziskanische zweite Regel (= Regel der hl. Klara) einhalten zu können.
- ⁸ A.B. BB 13, Chronik, von St. Clara 1648-1782.
- ⁹ Gülten = Grundstückszinsen in Geld oder Naturalien.
- ¹⁰ A.B. AA 32b.
- ¹¹ A.B. Chronik : Das Gotteshaus St. Klara von 1648 bis zur Umwandlung in das Lehrinstitut St. Ursula im Jahr 1782. N.N.
- ¹² A.B. BB 9.
- ¹³ A.B. BB 9.
- ¹⁴ A.B. BB 9.
- ¹⁵ A.B. L 15 i.
- ¹⁶ A.B. Chronik: Das Gotteshaus St. Klara von 1648 bis zur Umwandlung in das Lehrinstitut St. Ursula im Jahr 1782. N.N.
- ¹⁷ A.B. I 39.
- ¹⁸ A.B. I 41.
- ¹⁹ A.B. L 15 m..
- ²⁰ A.B. L 15 o.
- ²¹ A.B. Chronik: Das Gotteshaus St. Klara von 1648 bis zur Umwandlung in das Lehrinstitut St. Ursula im Jahr 1782. N.N.
- ²² A.B. L 15n.
- ²³ A.B. L 15 p.

Carolina Wittum hatte das Unglück, eine der schwierigsten Zeiten, die das Kloster auszustehen hatte, in ihrer Regierungszeit bewältigen zu müssen. Dies gelang ihr mit großen Anstrengungen, Verantwortung und Liebe zu ihren Mitschwwestern.

„Gott wolle unßere liebe Frau Muotter Ihre Mieh und Sorg hier Zeitlich und dortt ewig belohnen“.

²⁴ A.B. I 15 p.

²⁵ A.B. BB 10.

²⁶ Während in der Chronik ein verkleideter Narr, bzw. eine Fastnachtsmaske die Klarissen am „Schmutzigen Donnerstag“ warnte, wird diese Begebenheit in der handschriftlichen Aufzeichnung (A.B. BB 9) nicht erwähnt.

²⁷ A.B. Chronik: Das Gotteshaus St. Klara von 1648 bis zur Umwandlung in das Lehrinstitut St. Ursula im Jahr 1782. N.N.

²⁸ A.B. BB 10.

²⁹ Trotzdem wurden noch einige Handschriften der Klarissen gefunden.

³⁰ A. B. Chronik: Das Gotteshaus St. Klara von 1648 bis zur Umwandlung in das Lehrinstitut St. Ursula im Jahr 1782. N. N.

³¹ A.B. BB 9.

³² A.B. Konzept eines Briefes der Äbtissin vom 16. März 1782.

³³ A.B. Briefkonzept der Äbtissin Carolina Wittum an die Regierung vom 12. April 1782 (Unterschrift aller Klarissen).

³⁴ Boewe-Koob, Edith: Die Vetersammlung in Villingen, In: Schriften der Baar, 47. Band 2004, Donaueschingen, S.45f.

³⁵ SAVS Bestand 2.4 U 607.

³⁶ A.B. BB 10.

Quellen:

Urkunden und Chroniken aus dem Archiv des Bickenklosters.

Bildnachweise:

Abb. 1: SAVS Best. 5.22. V-9666

Abb. 2, 3: Archiv Bickenkloster

Abb. 4: BB 2c Archiv Bickenkloster

(Die Bilder wurden von Dieter Baumann bearbeitet.)

Zusammenleben von Juden und Nicht-Juden in Villingen nach 1862

Heinz Lörcher

Einleitung: Sichtweisen

Wenn wir unser Verhältnis zu Juden und Jüdischer Geschichte betrachten, wird sofort an das 3. Reich und die Ermordung der Juden gedacht. Dieser Blick bleibt notwendig. Aber daneben ist auch ein anderer Blickwinkel nötig. Geschichte nimmt immer nur *einen Verlauf*, aber es bestehen *verschiedene Möglichkeiten* und wir sollten versuchen, diese verschiedenen Möglichkeiten wahrzunehmen. Das 3. Reich war nicht die einzige Möglichkeit der Geschichte.

Die Sichtweise der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung Villingens zum Ende des 19. Jahrhunderts war eine andere. Die Bevölkerung lebte nicht mit Blick auf die Katastrophe, sondern mit Blick auf die vielfältigen Möglichkeiten des Lebens und des Zusammenlebens.

Feindbilder

Etwas anderes fällt einem beim Durchlesen der Zeitungen der 70er und 80er Jahre des 19. Jahrhunderts ins Auge: Es gab ein Feindbild, das ausgiebig gepflegt wurde; ein Feind im Innern, der als national unzuverlässig galt; und das war damals der schlimmste Vorwurf; die Zeitung schrieb von Pöbelhaufen, moralischer Verwilderung, Missachtung der religiösen Gebräuche und Gesinnung, Hass und Unfrieden, „Rohheit, Verwilderung, Unduldsamkeit und Fanatismus, der selbst vor Kirchenschändungen nicht zurückschreckt“, geistiger Beschränktheit, Aberglauben, Fäulnis, „Halsstarrigkeit“. An einem Ort wurden einem Gegner „Dynamitpatronen mit Selbstzünder vor die Türe gelegt“; und einem haben sie so zugesetzt, dass er jetzt geistig umnachtet sei.

Dieser Feind wurde „im Kampf mit dem Reich“ gesehen. Immer wieder wird der Begriff „Kampf“ und „Krieg“ benützt; Deutschland befinde sich in Gefahr; der Gegner wolle „die Vernichtung jeder

freien individuellen Anschauung“. Der Gegner habe „dem deutschen Gewissen und dem deutschen Reiche den Krieg erklärt“. Und die Zeitung meint: „Es gibt keine Kompromisse mit diesem Gegner“. Und es heißt: ... „Gestärkt an Sehen und Macht geht der Staat aus diesem Kampf hervor und die Welt wird den leitenden Staatsmännern, die den Kampf aufnahmen, noch in den spätesten Geschlechtern Dank wissen für die Errungenschaften, die der Menschheit daraus erwachsen sind.“

Bei diesem Feind handelte es sich um die katholische Amtskirche und ihre Anhänger.

Im Jahr 1875 gab es keine Zeitungsnummer, in der nicht mit mehr oder weniger gehässigem Ton über die Katholiken berichtet wurde – teilweise mit mehreren Berichten in einer Nummer.

Dieser Hinweis auf ein Feindbild will deutlich machen: Feindbilder führen nicht zwangsläufig zu Katastrophen. Sie können abgebaut werden, so wie sie aufgebaut wurden.

1. Bedeutung des Jahres 1862

1862 wurden in Baden 2 Gesetze verabschiedet, die für die Stellung der Juden wichtig waren: das Gesetz zur Gewerbefreiheit und vor allem das Gesetz über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten. Wichtigster Inhalt dieses Gesetzes war, dass Juden das Recht erhielten, sich in jeder Gemeinde niederzulassen und das Bürgerrecht zu erwerben.

Über das Gesetz zur bürgerlichen Gleichstellung der Israeliten wird im „Schwarzwälder“, der Villinginger Zeitung, ausführlich und durchweg sachlich berichtet – insgesamt 20 mal in diesem Jahr 1862.

So heißt es am 15.10., dem Tag der Verabschiedung dieser Gesetze:

Der heutige Tag, an welchem das Doppelgesetz der Gewerbefreiheit und der Gleichstellung der Israeliten ins Leben tritt, wird von unserer ganzen Bevölkerung

als ein wichtiger und bedeutungsvoller anerkannt, und von einzelnen Seiten her wurde er am frühen Morgen mit Böllerschüssen begrüßt ... (und weiter) ... So viel betrachten wir als ausgemacht, daß die gesellschaftliche Freiheit einem sittlich freien und mündig gewordenen Volke nur segensreiche Früchte bringen kann. Wenn aber hier und da ein Einzelner durch Gewerbefreiheit und Judengleichstellung in Nachtheil geräth, so liegt ganz gewiß die Schuld an ihm selber und nicht am Gesetze, welches Jedem es möglich macht, sich ein seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprechendes Dasein zu gründen.

Für die Villingener Zeitungsleser war die bürgerliche Gleichstellung der Juden ein lebenswertes Beispiel für die liberale Gesinnung.

Bei der jüdischen Bevölkerung stand der badische Großherzog in hohem Ansehen. So schreibt etwa die Zeitschrift des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 1909 zur 100-Jahr-Feier des Großherzoglichen Oberrats der Israeliten in Baden: „Der Gedanke der Gleichberechtigung der Juden hat eigentlich in Baden zuerst Wurzeln geschlagen“ und berichtet, dass der Großherzog ausdrückt: „Was sein Urgroßvater geschaffen habe, wolle er ebenso wie sein Vater pflegen und das Wohl aller Landeskinder im Auge haben – ohne Unterschied“; die Juden nennt der Großherzog bei dieser Gelegenheit „Unsere lieben Landsleute“.

In Baden gab es schon vor 1870 jüdische Richter und Staatsanwälte. Nur ein bekennender Jude wurde in Deutschland Minister. Das war in Baden, wo Moritz Elstätter von 1868 bis 1895 Finanzminister war.

Betrachtet man die Zeitungsberichterstattung der Jahre nach 1862 so ergibt sich für die Villingenerinnen und Villingener ein Bild, das das Judentum meistens in eine Reihe mit anderen Religionen stellt. Von Juden werden positive Verhaltensbeispiele und negative Beispiele berichtet, wie von anderen Bevölkerungsgruppen auch, und bekannte jüdische Personen werden erwähnt, ohne dass ihre Religionszugehörigkeit genannt wird – 1862 wird etwa Berthold Auerbach, der jüdische Schriftsteller, beim ausführlichen Bericht über das Deutsche Schützenfest zitiert mit seinem Wunsch „wir mögen sein ein einig Volk von Brüdern“.

2. Zur Situation von Juden in Villingen 1862–1933

2.1 Bevölkerungszahl

Der Anteil jüdischer Bevölkerung war in Deutschland insgesamt und in Baden nie hoch gewesen. In Baden war der Bevölkerungsanteil um 1862 herum mit 1,8% am höchsten gewesen; er sank dann bis 1925 auf 1,1%. Die absolute Zahl lag immer um 25.000 Personen.

Im Deutschen Reich insgesamt lag der Bevölkerungsanteil mit ca. 1% noch niedriger.

In Baden hatte vor 1862 der Großteil der Juden in kleinen Gemeinden wie Schmieheim, Gailingen, Randegg gewohnt. Nach 1862, als sie die Niederlassungsfreiheit erhielten, zogen viele von dort in die Städte.

In den ersten Jahren nach 1862 war die Zahl der jüdischen Bewohner in Villingen noch sehr gering und 1864 war in keinem Kreis Badens die Zahl so niedrig. In den nächsten Jahren nahm die Zahl deutlich zu: Insgesamt sind in der Zeit zwischen 1862 und 1940 ca. 350 jüdische BürgerInnen für längere oder kürzere Zeit in Villingen gewesen.

	Gesamtzahl	kath.	evang.	Israel.
1875:	5.585	4.926	634	20
1885:	6.140	5.254	856	27
1890:	6.423	5.427	964	31
1900:	7.819	6.383	1.352	62
1910:	10.924	8.728	2.120	60
1925:	13.982	10.804	2.979	51
1933:	14.565	10.968	3.152	56
1936:	15.922	12.100	3.500	46

Schon lange vor 1862 waren jüdische Händler in Villingen aktiv gewesen; 1782 sind 13 verschiedene jüdische Händler (vor allem aus der Horber Gegend) genannt, die mit unterschiedlichen Waren nach Villingen kamen. Und 1853 wurden 6 Juden genannt, die sich hier ständig aufhielten; sie hatten ihr Quartier im Gasthaus zum Paradies bzw. Gasthaus zur Krone: Israel Bernheimer, Elias, Josef und Leopold Guggenheimer und Jonas und Samuel Weiss.

Zu der Zeit als die Juden Niederlassungsfreiheit erhielten, war Villingen eine Stadt mit etwas mehr als 4000 Einwohnern. Industrialisierung und Verkehrsentwicklung brachten in diesen Jahren



Bilder 1: Viehhandlungen von a) Marx Schwab, Rietstraße 40 (ab 1890, 1910 an seinen Sohn Jacob übergeben), b) Louis Schwarz, Gerberstraße 33 (ab 1898; 1927 Übergab an seinen Sohn Hugo) c) Hermann Bikart, Kanzleigasse 6, (ab 1919; sein Vater Sigmund hatte ab 1895 seine Viehhandlung in Gerberstraße 26 und ab 1918 in Waldstraße 11).

große Veränderungen; 1865 war mit den Vorarbeiten für die Bahnlinie von Offenburg her begonnen worden; 1873 war sie vollendet.

2.2 Status der Gemeinde

Aufgrund der geringen Zahl jüdischer Personen in Villingen wurde Villingen nie eine eigenständige jüdische Gemeinde, sondern blieb der Gemeinde Randegg zugeordnet. Villingen hatte keine Synagoge, der Rabbiner kam zu den hohen Feiertagen von Randegg, und Villingen hatte lediglich einen Betsaal, in dem sich die religiös bewussten Juden zum Sabbat trafen.

Michael Lion war der erste offizielle Vertreter der jüdischen Gemeinschaft hier in Villingen. 1921 gab er diese Funktion an Salomon Bloch ab.

Ab 1897 erhielt die jüdische Gemeinschaft von der Stadt eine Unterstützung für ihren Religionsunterricht.

2.3 Berufe der jüdischen Bevölkerung Villingens

a) Viehhandel

Dass Viehhändler im 19. und dem beginnenden 20. Jahrhundert eine große Bedeutung hatten, kann man am Viehbestand in Villingen erkennen:

	1858	1890	1900	1913	1929
Pferde	213	203	218	244	194
Rindvieh	1076	1066	1013	1199	928

Bei der badischen Viehzählung 1922 gab es in Villingen 1199 viehbesitzende Haushaltungen.

Am stärksten waren Juden in Villingen im

Viehhandel vertreten; sie waren in dieser Branche vor 1933 führend (Bild 1 a, b, c).

Sie waren aus kleinen Orten gekommen, wie Rexingen, Gailingen und Schmieheim. Die Bedeutung dieser kleinen Orte für den Viehhandel war zurückgegangen, als in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts das Eisenbahnnetz ausgebaut wurde und den Juden die Niederlassungsfreiheit zugestanden worden war. Durch die Verkehrsanbindung war beispielsweise Villingen ein guter Standort geworden.

Noch 1930 hatten von den 6 hier ansässigen Viehhandlungen 4 jüdische Besitzer: die Gebrüder Bikart, Hugo Schwarz und Jakob Schwab. Hermann Bikart am Münsterplatz hatte eine Viehwage, die von vielen Villingern genutzt wurde.

Als erste Viehhändler siedelten sich hier nacheinander 3 Brüder Schwab an, die aus Schmieheim gekommen waren. Die Anwesenheit jüdischer Familien ist in Schmieheim seit 1624 belegt; 1875 wohnten dort 486 jüdische BürgerInnen, das waren 45% der gesamten Bevölkerung:

- Isaak kam 1870 nach Villingen und starb hier 1892; 3 seiner Kinder sind schon vor 1890 in die USA ausgewandert, eine Tochter blieb in Villingen und hat Michael Bloch geheiratet,
- seine Brüder Samuel und Marx kamen 1884 nach Villingen.

Die Familie von Marx Schwab lebte über 3 Generationen in Villingen (Bild 2).

Vier der 7 Kinder von Marx und Fanny bzw. Pauline Schwab haben in Villingen in der Riet-



Bild 2: Jakob Schwab
(Privatfoto Rita Jakob)

straße 40 gelebt. Ihr Sohn Jakob, der 1881 in Schmieheim geboren ist, hat eine Ausbildung als Metzger gemacht und hat dann in Villingen den Viehhandel von seinem Vater übernommen; seine Ge-

schwister Heinrich und Martha hatten ein Wäsche-geschäft in der Rietstraße. Marx Schwab ist 1923 in Villingen gestorben.

Marx und sein Sohn Jakob waren auch als Arbeitgeber und als Vermieter vielfach mit Villingen und seinem Umland verbunden: Zwischen 1876 und 1920 waren aus dem näheren Umkreis von Villingen mehr als 30 nichtjüdische Dienstmädchen oder Knechte bei Marx oder Jakob Schwab beschäftigt und sie hatten 40 nichtjüdische Mieter (Bild 3).

Aber bemerkenswert ist: Jakob, seine Frau Bella und seine zwei Kinder Hans und Friedel Rita, die beide in Villingen geboren sind, haben ihre Liebe zu ihrer Heimatstadt Villingen nie verloren. Sie sind im Dezember 1939 nach Israel emigriert. 1955 kam zuerst Hans Schwab nach Villingen zurück und hat hier einen Uhrenvertrieb gehabt. 1957 kamen Jakob und Bella Schwab wieder nach Villingen zurück (Bild 4).

Auch von den anderen Viehhandelsfamilien haben 3 Generationen in Villingen gelebt:

- *Sigmund Bikart* und seine Frau Ernestine kamen 1894 von Gailingen nach Villingen. In Villingen sind 5 ihrer 7 Kinder geboren. Bikart hatte seine Viehhandlung zuerst in der Gerberstraße 26; 1918 verlegt er sie in die Waldstraße 11. Zwei seiner Söhne waren dann ebenfalls in Villingen Viehhändler: Louis führt die Viehhandlung in der Waldstraße weiter und Hermann eröffnete 1919 am Münsterplatz, in der Kanzleistr. 6 eine Viehhandlung und betrieb die dortige Brückenwaage.
- *Louis Schwarz*, der Bruder von Ernestine Bikart, und seine Frau Bertha kamen 1898 mit 5 Kindern von Rexingen, einem Dorf bei Horb, das ebenfalls einen hohen jüdischen Bevölkerungsanteil gehabt hat. Ihre jüngste Tochter ist 1903 in Villingen geboren. Louis Schwarz gehörte 1910 zu den 8% der Bestverdienenden in Villingen. Die Viehhandlung hat Louis Schwarz 1927 an seinen Sohn Hugo Heinrich übergeben.



Bild 3: Herkunft der Beschäftigten und Mieter von Marx und Jakob Schwab: Rot gezeichnet sind die Herkunftsorte – daran zeigt sich, wie eng verflochten Schwabs mit Villingen und dem Villingen Umland waren.



Bild 4: Jakob Schwab nach seiner Rückkehr nach Villingen (1957) - hier hat er sich wohlgefühlt (Privatfoto Rita Jacob).



Bild 5a: Bertha und Louis Schwarz, die 1898 nach Villingen gekommen waren (Privatfoto Heinz Schwarz).



Bild 5b: Hochzeit von Hugo Schwarz und Irma Oberndörfer (1926) (Privatfoto Heinz Schwarz).

Die 3 Kinder von Hugo und Irma sind in Villingen geboren: Margarete 1928, Heinz Julius 1929, Manfred 1931. In seinem Haus in der Gerberstraße 33 war die Viehhandlung und gleichzeitig war dort auch der jüdische Betsaal, der in der „Kristallnacht“ 1938 zerstört wurde – eine Gewalttat, die den Enkeln von Louis heute noch bedrückend und bedrängend in Erinnerung ist (Bild 5a, b).

Bis zu ihrem Berufsverbot im 3. Reich war die Mehrheit der Villingener Viehhändler jüdisch.

b) Textilhandel und Manufakturwaren

Stark vertreten waren die jüdischen Familien außerdem im Textileinzelhandel:

Michael Lion, verheiratet mit Babette geb. Guggenheim, eröffnete 1868 hier eine Kleiderhandlung. Er war der erste Jude, der sich seit dem Mittelalter wieder fest in Villingen niederließ (Bild 6a, b).

Michael Lion ist 1842 in Ettenheim, in Süd-



Bild 6a, b: Michael Lion (Privatfoto Gabrielle Zucker) und sein Geschäftshaus, Niedere Str. 25.



Bild 7a, b: Geschäftsanzeigen im „Schwarzwälder“ von Michael Lion zu christlichen Festtagen (1875).

baden, geboren. Seit dem 18. Jahrhundert wohnten dort jüdische Familien.

Die 4 Töchter Lions sind in Villingen geboren. Über seine Frau ist Michael Lion verwandt mit Familien, die im 19. Jahrhundert verschiedene Grundstücke in Villingen hatten (der Besitz blieb im 20. Jahrhundert teilweise in diesen Familien, sodass die Nachkommen mit der Stadt sich nach 1945 wegen Entschädigungszahlungen auseinandersetzen mussten).

Lions Tochter Frieda heiratete Gabriel Ortlieb; dessen Schwester Mathilde war mit Salomon Bloch verheiratet, der hier in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts ein großes Konfektionsgeschäft hatte.

In den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts erwarb Lion sein Haus in der Niederen Straße.

In den 80er Jahren hatte Michael Lion einige nichtjüdische Schneider beschäftigt; darunter auch einige, wie Johannes Widmaier, Bartholomäus Weißer, Mathäus Förnbacher, Ludwig Wolber, Heinrich Fink, Alois Egner, Johann Gerstle, Stefanie Renz, die sich später in Villingen selbstständig machten. In den Jahren 1886–1893 waren insgesamt 19 Schneider bei ihm beschäftigt. In dieser Zeit gehörte er bei den Schneidern zu den größten Arbeitgebern. Er hatte auch in Mönchweiler Heimarbeiter beschäftigt. Hauptgeschäft von Lion war allerdings nicht die Herstellung von Bekleidungen, sondern der Verkauf.

Für die Tageszeitung war er ein wichtiger Anzeigenkunde; allein im Jahr 1875 hat er 28 Anzeigen geschaltet. Und dabei hat er bei den entsprechenden Gelegenheiten die christlichen Feste seiner Kunden angesprochen: Für die Konfirmation machte er Angebote und ebenso für Weihnachten (Bild 7a, b); er hatte keine Anzeigen für die jüdischen Feste, denn seine Kunden waren vor allem christlich. Und selbstverständlich spielte in den Anzeigen ebenso wie bei seinen christlichen Konkurrenten die Religionszugehörigkeit des Firmeninhabers keine Rolle.

Auch als Arbeitgeber und Wohnungs- bzw. Zimmervermieter war er in Villingen wichtig:

Von 1874 bis 1921 waren bei ihm für kürzere oder längere Zeit mehr als 40 nichtjüdische Dienstmädchen aus dem Villingener Umland beschäftigt.

Bis 1925 wohnten Lions in Villingen; sie sind dann ins Altersheim nach Gailingen gezogen; Michael Lion ist mit 87 Jahren 1929 gestorben; seine Frau Babette 1926 mit 81 Jahren. Sie sind wie ihre Tochter Mina auf dem jüdischen Friedhof in Gailingen beerdigt.

Als weitere Textil- und Manufakturwarenhändler kamen im 19. Jahrhundert zuerst Markus Bloch (1889–1903) und dann die Gebrüder Salomon und Michael Bloch (aus Gailingen) nach Villingen. Die Blochs blieben bis in die Zeit des 3. Reiches.

Die Geschwister Salomon und Michael Bloch stammen aus Randegg. *Salomon Bloch* ist dort 1856 geboren, seine Frau Mathilde 1861 in Wangen am Bodensee. Von ihren 6 Kindern sind die jüngsten 5 (Jenni, Frieda, Hans, Louis und Samuel) in Villingen geboren.

Blochs kamen 1892 nach Villingen; 1894 kauften sie ein Haus in der Gerberstraße, 1898 ein Wohn- und Geschäftshaus Niedere Str./Ecke Schloßlegasse; 1900 die Niedere Str. 11 und dann in den 20er Jahren Rietstr. 15 (ab 1894 war hier Kaufhaus Schweriner, dann Steinberg, dann Boss); 3 der Kinder arbeiteten im elterlichen Geschäft mit, der Jüngste, Samuel, leitete die Schwenninger Filiale.

Salomon Bloch betrieb ein Kleider- und Tuchgeschäft (Bild 8). Er gehörte schon 1900 zu den 8% Höchstverdienenden in Villingen; 1929



Bild 8: Das Geschäftsbaus von Salomon Bloch, Rietstr. 15 (vor ihm war in diesem Haus das Manufakturwarengeschäft von Emil Schweriner und dann von Joseph Boss gewesen).

hatte er ca. 25 Beschäftigte. Im Juli 1938 ist er in die Schweiz ausgewandert; das Geschäft wurde 1938 „arisiert“. 1950 ist Salomon Bloch in der Schweiz gestorben.

Von den 6 Kindern wohnten 1929 5 in Villingen (Tochter Jenny war in Karlsruhe verheiratet; sie ist im KZ umgekommen).

Salomons Bruder *Michael Bloch* war über seine Frau mit Schwabs, Rietstr. 40, verwandt. Sein Textilgeschäft „Gebrüder Bloch“ betrieb er im Haus Niedere Str. 43, das er 1891 von seinem Schwiegervater übernommen hat (Bild 9). 1924 betrieb er Filialen in Hornberg, Löffingen und St. Georgen. 1925 kam seine Firma in finanzielle Schwierigkeiten und er übergab das Geschäft an seine Tochter.

Blochs 4 Kinder sind in Villingen geboren. Die Tochter Martha war mit dem Schwenninger Zahnarzt Max Bikart verheiratet.

1900 gehörte Michael Bloch noch zu den Mittelbesteuerten, 1903 zu den 8% der Höchstbesteuerten.



Bild 9: Das Geschäftsbaus von Michael Bloch, Niedere Str. 43.

Nach seiner Emigration in die Schweiz ging er in die USA und ist dort 1953 gestorben.

Im 19. und 20. Jahrhundert waren im Textil- und Konfektionshandel außerdem als Selbstständige Emil Schweriner (Nachfolger: Steinberg & Co., 1894–1914), Martin Stern (als Nachfolger von Michael Lion), Josef Boss (ab 1910), Heinrich und Martha Schwab (ab 1924), Moritz Feibusch (ab 1925 in Villingen), Felix Zaitschek (ab 1929) und seine Schwester Emmy und Hermine Cernoch (ab 1930 in Villingen) tätig.

c) Andere Berufe

Es gab bei der jüdischen Bevölkerung Villingens ein breites Berufsspektrum:

Im *Staatsdienst* waren Julius Oppenheimer 1896–1900 als Notar; Dr. Emil Odenheimer war als Referendar 1897 Notariatsvertreter in Villingen; Dr. Richard Darmstädter war 1902 Amtsrichter am Amtsgericht; Johann Wertheimer war Rechtspraktikant am Amtsgericht (1906); ebenso Staats-

angestellter war Berthold Haberer beim Finanzamt (ab 1925) und Josef Zivi (1902) und Max Moritz Lieben (1910) als Lehrer, Leopold Weil als Professor am Realgymnasium (1919); Joseph Hirsch (1911), Sigmund Kassewitz (1912) und Felix Müller (1919/20) als Lehramtspraktikanten.

Einige arbeiteten in *gewerblichen Berufen*:

Siegfried Guggenheim als Schriftsetzer; Markus Bloch als Lithograph; Max Weil als Maler (1902); Max Klopfer als Säger (ab 1911) und dann als Seifensieder; Leonhard Neumann (1896) und Max Goldschläger 1913 als Seifensieder; Abraham Mathes Landbrand 1911 als Buchbinder; Leopold Kirchheimer 1899 als Bäcker; Julius Weißberger als Konditor (1905/6); Julius Marxsohn 1911/12 als Uhrmacher; Johann Eichenbaum (1907) und Wilhelm Weinstock (1920 bei El.Ges. Oberle) als Monteure; als Fabrikarbeiter Isak Adler 1909; Leopold Oppenheimer 1912/1913 als Baumeister bei der Bahn; Herbert Oberdorfer 1916 als Ingenieur; Hermann Faber als Hilfsarbeiter; Jakob Schwarz als Elektroingenieur.

Einige arbeiteten in *künstlerischen Berufen*: Arnold Cheikowsky (1906) und Max Grodnik-Grodinsky als Schauspieler; Julius Giesen als Kapellmeister.

Einige arbeiteten im *Hotel- und Gaststätten-gewerbe*: Hans Friede als Portier in Klostersring 1 1906; Walter Dürrheim 1912 als Tellerwäscher.

Einige arbeiteten in *Gesundheitsberufen*: Als Arzt Dr. Leopold Hahn (1919–1925) und Dr. Fritz Spanier 1919; als Dentist Alphons Leo 1920 und als Zahntechniker Desider Deutsch 1907.

Dann gab es noch andere *Dienstleistungsberufe*:

Jacob Bernheimer, Joseph Veit und sein Sohn Daniel, Joseph Guggenheim, Jacob, Karl und Leopold Rothschild als Immobilienhändler; Jakob Weizmann 1911 als Chauffeur; Max Berber 1913 als Dekorateur; Julius Hirsch und Gertrud Mayer (1920) als Bankbeamte; Max Schwab 1892 als Photographenlehrling und ein anderer Max Schwab 1898 als Schneider.

Als Rechtsanwalt arbeitete Bernhard Schloß (ab 1898) und bei ihm Dr. Leopold Maier als weiterer Anwalt und William Bloch als Rechtspraktikant. Bernhard Schloß war als Anwalt auch wirtschaft-

lich sehr erfolgreich und angesehen: Schon 8 Jahre nach seiner Niederlassung in Villingen war er hier der Anwalt mit dem höchsten Einkommen; 1899–1904 ist er Aufsichtsratsmitglied der Uhrenfabrik Villingen AG; nach dem 1. Weltkrieg wird er Mitglied im Aufsichtsrat der Villingen Volksbank und 1930–1933 ist er Aufsichtsratsvorsitzender der Villingen Volksbank.

Und einige jüdische *Soldaten* waren in der Zeit des 1. Weltkriegs in Villingen stationiert und wohnten bei Villingen Familien (außer den jüdischen Kriegsteilnehmern aus Villingen Familien): Rudolf Wertheimer (1915/16), Max Cahn (1915–1917), Salomon Kurz (1917/18) und Siegfried Moss (1918) als Soldat; Georg Hirsch (1917) und Josef Kurz (1917/18) waren Musketier; Leopold Fränkl (1915–1917), Isak Guggenheim (1917) und Fritz Holland (1918) als Unteroffizier; Dr. Haymann (1917/1918) und Richard Hurwitz als Arzt und Max Hemmerdinger als Zahnarzt beim Militär.

Die meisten hier Genannten arbeiteten nur vorübergehend in Villingen. Auch das unterschied sie nicht von anderen Beschäftigten, die in die Stadt kamen und nach kürzerer oder längerer Zeit Wohnort und Arbeitsstelle wechselten.

Viele der genannten Juden hatten Nicht-Juden als Arbeitgeber. Das gilt natürlich für die vielen genannten Berufe, bei denen es keinen jüdischen Arbeitgeber gab. Wohl arbeiteten die meisten jüdischen kaufmännischen Angestellten, die nach Villingen kamen, bei jüdischen Arbeitgebern. Aber auch im Handel war das nicht immer der Fall: Fritz Schlesinger arbeitete 1917/1918 als Kaufmann bei Th. Säger, Samuel Dukas 1918 als Kaufmann bei Merz & Comp/Donaueschingen.

2.4 Beteiligung am Gemeindeleben

In den knapp 70 Jahren, in denen jüdische Familien hier wohnten, waren sie aktiv am Gemeindeleben beteiligt:

a) politische Beteiligung:

Michael Lion war von 1904 – 1912 Mitglied des Bürgerausschusses.

Salomon Bloch war bei der Bürgerausschusswahl 1912 auf der Wahlvorschlagsliste der Fortschritt-



Bild 10: Familie Schloß.

lichen Volkspartei (wie auch Bernhard Schloß und Louis Schwarz).

Rechtsanwalt Bernhard Schloß (Bild 10) war von 1909 ab Bürgerausschussmitglied bzw. Stadtverordneter (auch 1932, bei der letzten Wahl vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde er gewählt) und hat in dieser Funktion vielfach für die Demokraten im Gemeinderat Stellung genommen; bei der Wahl 1912 war er Spitzenkandidat auf einer der Listen der Fortschrittlichen Volkspartei. Auch sein Sohn Erich hat sich in der liberalen Partei politisch engagiert. Im Jahr 1925 trug es ihm ein Strafverfahren ein, dass er beim Verbandstag des Landesverbands Südmark des Deutschnationalen Jugendbundes an gewalttätigen Gegendemonstrationen beteiligt war; er erhielt damals 6 Monate Gefängnis auf Bewährung wegen erschwerem Landfriedensbruch.

Auch Emil Schweriner, der 1915 mit seiner Familie nach Offenburg zog, war bei den Demokraten.

Lothar Rothschild beteiligte sich in den 30er Jahren bei der SAJ in Schwenningen

b) Vereine

Recht rasch und intensiv beteiligten sich die jüdischen Bewohner am Leben und den Aktivi-

täten der Villingener Vereine und Organisationen:

In den Vereinschroniken wird die Religionszugehörigkeit nicht genannt. Darin drückt sich schon aus, dass nicht die Religion das Einigende oder Trennende war, sondern das Vereinsziel hat verbunden.

Beim FC 08 ist besonders die Aktivität von Hugo Schwarz und Louis Bikart aufgefallen. Aber sie waren nicht die einzigen jüdischen Vereinsmitglieder:

- Jakob und Julius Bloch waren 1911 Mitglieder geworden, Jakob Schwab war Mitglied, Sigmund Guggenheim und Mendel Birken 1912; und Hans Schwab ist nach seiner Rückkehr von Israel in den 50er Jahren dem FC 08 beigetreten.
- Josef Bikart und Julius Schwarz traten 1916 als aktives Mitglied ein.

Hugo Schwarz und Louis Bikart spielten immer wieder in der Mannschaft mit (Bild 11) und hatten beide aktive Funktionen im Vorstand, als Kassier, Spielleiter, Spielausschussmitglied, und Hugo Schwarz als 2. und 2 Jahre (1916–1918) als 1. Vorsitzender. Wie sehr Louis Bikart und Hugo Schwarz den lokalen Traditionen verhaftet waren sieht man etwa daran, dass Hugo Schwarz sich 1911 für eine Fasnachtsveranstaltung des Vereins einsetzt, wobei ihm allerdings die Mehrheit nicht



Bild 11: Louis Bikart (unten links) 1913 in der 1. Mannschaft des FC 08. (Aus: Ein Leben in Schwarz-Weiß, 100 Jahre FC 08 Villingen).

folgt. Beide beteiligen sich aktiv in der Vorbereitung und der Gestaltung der Weihnachtsfeiern des Vereins, sind im Festkomitee; 1910 spielt Louis Bikard beim Weihnachtsspiel mit dem Titel „Das Waisenkind in der Christnacht“ mit.

Andere Vereine, bei denen sich auch jüdische Mitglieder beteiligten, waren der *Skiclub*. Hier beteiligten sich 1913 Doris Schloß bei Skiläufen und 1924 die Tochter Anneliese.

Bernhard Schloß war von Beginn an Mitglied im Skiclub (in den erhaltenen Mitgliederlisten ist er an der 3. Stelle genannt) für die Jahre 1911/12–1923/24 sind die Mitgliederlisten erhalten und in den Jahren war er immer Mitglied. Weitere Mitglieder jeweils für einige Jahre: Elsa, Jakob und Julius Bloch, Alice Katz, Erich Schloß, Emil, Fritz und Walter Schweriner und Professor Weil. Im Skiclub waren jüdische Mitglieder im Vergleich zu ihrer Zahl in der gesamten Bevölkerung deutlich überrepräsentiert; das hängt sicherlich damit zusammen, dass es ein Verein war, in dem der Mittelstand dominierte.

Dazu kamen der *Turnverein* (Jakob Schwab), der *Tennisclub* (Elsa Bloch), der *Schachclub* – hier war Bernhard Schloß 1930 Vorsitzender geworden, der *Schwarzwaldverein* und der *Deutsche Alpenverein* (Bernhard Schloß war in beiden Mitglied) der *Stammtisch im „Faller“* (Hermann Bikart), *Kegel-Club* (Jacob Bloch, Robert Rafael Gideon), *Gesang-Verein* (Jakob Schwab), der *Artillerie-Verein* (Hermann Bikart) und natürlich die *Narro-Zunft* (Bernhard Schloß, Hermann Bikart, Louis Bikart, Jakob Bloch, Julius Bloch, Michael Bloch, Robert Rafael Gideon, Heinrich und Jakob Schwab, Hugo Schwarz).

Bei der *Frw. Feuerwehr* war besonders Michael Lion aktiv: er war 1902 Leutnant der Spritzenmannschaft, im Verwaltungsrat; insgesamt war er 37 Jahre bei der Frw. Feuerwehr, wegen Krankheit ist er 1905 zurückgetreten. Als Mitglieder der Feuerwehr werden außerdem Julius und Michael Bloch und Louis Schwarz genannt.

Auch in den *wirtschaftlichen Organisationen* waren jüdische Mitglieder aktiv, natürlich in der Vereinigung der Viehhändler, aber z.B. auch in der Volksbank: Gründungsmitglied war Simon Bloch;

Julius Bloch war Mitglied der Villingener Volksbank und Bernhard Schloß schon 1918 Mitglied des Aufsichtsrats und von 1930 bis 1933 Aufsichtsratsvorsitzender.

c) Staatsbürgerliche Pflichten

Selbstverständlich übernahmen Juden wie ihre nichtjüdischen Mitbürger die verschiedensten staatsbürgerlichen Pflichten:

- sie waren Wahlhelfer, Zähler bei den Volkszählungen, Quartiergeber bei Manövern, Mitglieder bei den Hilfsmannschaft der Feuerwehr.
- Auch in städtischen Gremien waren jüdische Bürger tätig: Nach dem 1. Weltkrieg wurde 1919 in der Stadt neu ein Mieteinigungsamt eingerichtet, das bei der großen Wohnungsnot vor allem zum Schutze der Mieter tätig sein sollte. Zum ersten Vorsitzenden wurde vom Gemeinderat Dr. Leopold Maier bestimmt, der bei Rechtsanwalt Schloss tätig war.

Und besonders einschneidend war natürlich die Beteiligung am Krieg als deutscher Soldat: Michael Lion war als Villingener Soldat in den *Kriegen 1866 und 1870/71*.

Die nationale Begeisterung und der Einsatz für das Deutsche Reich waren in der ganzen 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts ein bestimmendes Thema. Diese Begeisterung teilten viele Juden vor allem mit vielen Evangelischen in Deutschland.

Als in Villingen 1873 der Kriegerverein gegründet wird, ist Michael Lion bei der Gründung aktiv beteiligt. Er ist zuerst Schriftführer und wird 1877 1. Vorstand. Zweck des Vereins war, in Not gekommene Krieger zu unterstützen, das patriotische Gefühl zu hegen und zu pflegen und die Erinnerung an die denkwürdigen Tage der Jahre 1870/71 zu wahren. Michael Lion war auch aktiv dabei, als in den umliegenden Gemeinden Kriegervereine gegründet wurden. Ausführlich wird in der Tageszeitung über die Einweihung des Villingener Kriegerdenkmals im September 1875 berichtet. In der Widmungs-Urkunde der Stadt (*Bild 12*), die in den Sockel eingelegt wurde, heißt es: „im Jahr 1870/71 eilte die deutsche Nation begeistert in den Kampf, und ... es durchdrang heut im ersten Augenblick der Gefahr das ganze

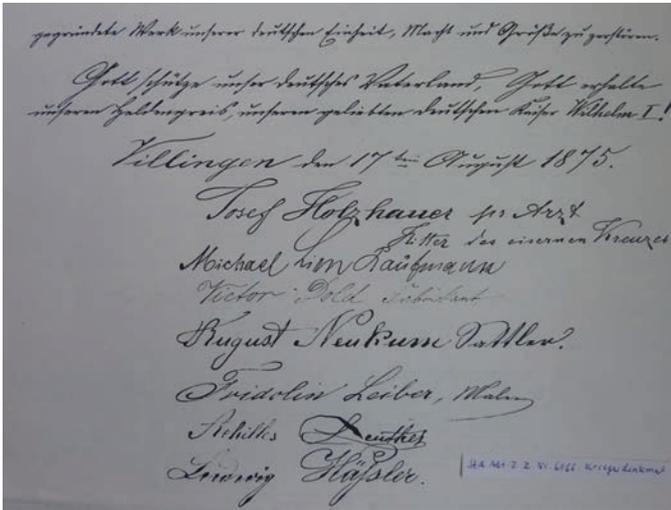


Bild 12: Dieses Dokument des Kriegervereins, mit der Unterschrift von Michael Lion als 2. Vorsitzendem, ist im Sockel des Kriegerdenkmals (1875) eingelegt.



Bild 13: Erich Schweriner, am 11.1.1915 gefallen. Auffällig ist, dass 1938, im Goldenen Ehrenbuch der Gefallenen und Toten der Stadt Villingen im Weltkrieg 1914 – 1918 Erich Schweriner nicht verschwiegen wurde (es wurde allerdings nicht vermerkt, dass er jüdisch war).

deutsche Volk die heilige Begeisterung für unsere gute, reine Sache. Vom Fels zum Meer stund geeinigt ein Volk von Brüdern gegen den Feind“. Beim Bankett zu dieser Einweihung, so heißt es weiter, „ergriff zunächst das Mitglied des Kriegervereins Villingen, Herr Kaufmann Lyon das Wort und sprach in schwungvollen Worten über die deutsche Nation und das deutsche Volk und brachte diesen ein Hoch, das brausenden Beifall fand.“

Gerade die uns heute befremdlich erscheinende nationale Begeisterung und Kriegsbegeisterung nach dem Krieg 1870 zeigt, wie einig sich Juden und Nichtjuden in Villingen in ihren Werthaltungen und ihrer nationalen Identifikation waren.

Viele Villingener Juden haben sich am 1. Weltkrieg beteiligt und sind auch freiwillig in den Krieg gezogen: Als Soldaten Ernst Baer, Hermann und Louis Bikart, 3 Söhne von Salomon Bloch (Jakob, Hans und Louis), Julius Bloch, Heinrich Schwab, Jakob Schwab, Hugo Schwarz, Erich und Fritz Schweriner – Jakob und Hans Bloch, Heinrich Schwab und Hugo und Jakob Schwarz kamen mit schweren Verletzungen aus dem Krieg nach Hause; Fritz und Erich Schweriner (Bild 13) sind gefallen.

Es war übrigens für die Juden sehr kränkend, dass im 1. Weltkrieg eine sogenannte Judenzählung vorgenommen wurde, um zu prüfen, ob die Juden sich vor ihrer sog. nationalen Pflicht drückten. Es stellte sich dabei heraus, dass die Juden sogar überproportional bei den Soldaten vertreten waren und das Ergebnis der Zählung wurde nie veröffentlicht. Aber in der selbstverständlichen Identifikation mit dem Deutschen Reich hat diese Zählung für viele Juden einen Bruch bedeutet; sie waren es bisher nicht gewohnt gewesen, dass ihre nationale Zuverlässigkeit in Zweifel gezogen wurde.

2.5 Weitere Bereiche des Zusammenlebens in Villingen

Die hier getroffene Auswahl von Bereichen des Zusammenlebens bezieht sich auf ein Konzept, das

Professor Gögercin 2007 für die Stadt Villingen erstellt hat. Er hatte die Aufgabe, ein Integrationskonzept für die städtischen Bürgerinnen und Bürger mit Migrationshintergrund zu erstellen und erarbeitete dafür zuerst ein Gedankenraster für die Feststellung, was gelungene Integration bedeutet:

Für ihn ergaben sich 4 Dimensionen:

- Strukturelle Integration (rechtliche Gleichstellung; Integration ins Bildungssystem und in den Arbeitsmarkt und Wohnungsmarkt – Segregation)
- Kulturelle Integration (Sprache, Verhalten)
- Soziale Integration (Eheschließungen, Mitgliedschaft in Vereinen, Freundeskreise)
- Identifikatorische Integration (persönliches Zugehörigkeitsgefühl)

a) Strukturelle Integration

Der Wille zu guter *Bildung* für die Kinder war einer der Gründe gewesen, warum es die Juden in die Städte zog. Eine Statistik besagt, dass in Deutschland 1906 nur 8% aller Kinder einen über die Volksschule hinausgehenden Abschluss erhielten, für jüdische Kinder lag dieser Anteil bei 59 Prozent. Akademische Berufe übten auf Juden eine große Anziehungskraft aus. Es war ein Mittel für den sozialen Aufstieg. Auch in Villingen waren die jüdischen Schülerinnen und Schüler im Realgymnasium überproportional vertreten. Lag ihr Anteil in der Bevölkerung immer unter 1%, lag er im Realgymnasium meistens darüber; im Jahrgang 1902/3 waren es über 5% der Schüler.

Als Teil der strukturellen Integration nennt Prof. Gögercin das *Wohnen*. Villingen war nach 1862 nicht so groß, dass sich Wohnghettos als Siedlungen hätten bilden können.

Aber es ist nur ein Aspekt, dass Villingen Juden als Hausbesitzer neben katholischen oder evangelischen Hausbesitzern wohnten. Daneben gibt es zwei andere Aspekte des Miteinander-Wohnens:

Jüdische Hausbesitzer in Villingen traten wie die nichtjüdischen Villingen oft als Vermieter auf und ihre Mieter waren meistens keine Juden. Es waren Arbeitnehmer, die für kurze oder längere Zeit nach Villingen kamen und hier bei Nichtjuden oder Juden ein Zimmer suchten.

Und die meisten jüdischen Beschäftigten, die für kürzere oder längere Zeit nach Villingen zur Arbeit kamen, fanden ein Zimmer oder eine Wohnung bei nichtjüdischen Vermietern.

b) Kulturelle und soziale Integration

Kulturelle und Verhaltensunterschiede haben zwischen Nichtjuden und Juden nicht bestanden, unterscheidend war nur die Religion; aber bei der Prägung durch Religion wurden nach 1870 die Unterschiede zwischen Katholiken, Altkatholiken und Evangelischen stärker empfunden als zu den Juden. Die Schülerinnen und Schüler erinnern sich wohl an einen Unterschied, der die christlichen Kinder neidisch machte: Die jüdischen Kinder haben am Samstag in der Schule keine Klassenarbeiten mitgeschrieben.

Als im 20. Jahrhundert das Judentum nicht mehr nur als Religion verstanden wurde, sind allerdings neue Differenzen entstanden.

Für die soziale Integration nennt Gögercin als Stichpunkte

- Eheschließungen
- Mitgliedschaft in Vereinen
- Freundeskreise

Betrachtet man die *Eheschließungen*, dann stellt man fest, dass Ehen zwischen Katholiken und Protestanten Ende des 19. Jahrhunderts in Villingen nichts Außergewöhnliches waren. Und auch Ehen zwischen Juden und einem christlichen Ehepartner waren keine Seltenheit. In Baden insgesamt waren von den jüdischen Eheschließungen in den 10 Jahren nach 1898 etwas mehr als 8% mit einem christlichen Ehepartner abgeschlossen; in Großstädten war das deutlich anders: In Charlottenburg kamen 1907 auf 100 Ehen zwischen 2 jüdischen Ehepartnern 37 mit einem christlichen Ehepartner. In Villingen sind mindestens 11 Ehen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Ehepartnern verzeichnet.

Die Kinder aus diesen Ehen waren immer christlich getauft. Das war zu Beginn des 3. Reiches auch bei mehr als $\frac{3}{4}$ der Kinder aus jüdisch-christlichen Ehen im ganzen Reichsgebiet der Fall. Damit wird das Problem sichtbar, dass Mischehen wohl anzeigen, wie wenig die Religionszugehörigkeit als tren-

nend angesehen wird; aber das Aufgeben der eigenen Religionszugehörigkeit oder das Nicht-Weitergeben an die Kinder bleibt als Integrationserweis fraglich.

Eine deutlichere Aussage über die soziale Zusammengehörigkeit von jüdischen und nichtjüdischen Villingern lässt sich m.E. machen, wenn die Mitgliedschaft in Vereinen und die Freundeskreise betrachtet wird.

Über *Freundeskreise* lässt sich heute durch den großen zeitlichen Abstand natürlich kaum etwas sagen. Sicherlich bedeutete aktive Vereinsmitgliedschaft auch starken persönlichen Umgang. Aber es gibt auch andere Indizien – das stärkste sind natürlich die Eheschließungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Ehepartnern. Ein weiteres Beispiel: Jüdische Villingen waren ab und zu Trauzeugen bei christlichen Ehen,

- Michael Bloch 1907 bei der Eheschließung von Bertha Dilger, die 2 Jahre bei ihm im Haushalt gearbeitet hatte;
- Hans Bloch war 1921 Trauzeuge bei Elsa Held, die ungefähr in seinem Alter war;
- Und Julius Bloch war 1922 Trauzeuge bei der Ehe von Architekt Friedrich Luick.

Und umgekehrt war der Gastwirt Adolf Dold Zeuge beim Ehevertrag zwischen Jacob Rosenfeld und Emma Kiefe 1873.

Eine enge persönliche Bindung drückt sich auch darin aus, dass der Gemeinderat Wilhelm Bichweiler 1890 nach dem Tod von Fanny Schwab, der 1. Ehefrau von Marx Schwab, einer der 2 Beiräte für die Vormundschaft der 5 minderjährigen Kinder wird und Bierbrauer Willibald Riegger ist Beiratsstellvertreter.

Hierher ist auch zu rechnen, wenn bei finanziellen Angelegenheiten jüdische Bürger als Bürgen für nichtjüdische Geschäftsleute auftraten (und umgekehrt).

c) Identifikatorische Integration

Als 4. Dimension hat Prof. Gögercin die identifikatorische Integration angeführt, also die Überlegung, wie die Einzelnen sich persönlich ihrer Gemeinde zugehörig fühlen. Ich denke, dass der Blick auf die aktiven Vereinsmitgliedschaften und

auf die politische Betätigung zeigt, dass die jüdischen Villingen sich hier ebenso verwurzelt sahen, wie ihre nichtjüdischen Mitbürger.

Sichtbar ist diese Identifikation auf jeden Fall dort, wo Villingen jüdische Bürger sich an Spendenaktionen beteiligten, die immer wieder für Opfer von Bränden oder Unglücksfällen durchgeführt wurden. Als Spender sind 1868 beim großen Brand in Donaueschingen Michael Lion, Isaak Schwab und Jakob Bernheimer genannt.

Zu dieser Form von Integration gehört m.E. auch die Beteiligung an sozialen Aktivitäten – so waren unter den 165 Villingen Familien, die 1914 für 3 Monate Kinder von Kriegsteilnehmern zum Essen aufgenommen haben, auch Sigmund Bikart und Emil Schweriner.

Dass die nationale Identifikation der Juden mit Deutschland im 20. Jahrhundert auch von jüdischer Seite nicht mehr fraglos war, zeigte sich daran, dass der Zionismus, also die Vorstellung, dass die Juden eine Nation sind und ein Land brauchen wie andere Nationen, zunehmend Anhänger bekam. Auch in Villingen gab es Anhänger des Zionismus; sie scharten sich um Lothar Rothschild.

3. Situation im 3. Reich

Im 3. Reich erlitten die jüdischen Bewohner Villingens zuerst viele Schikanen, wirtschaftliche Benachteiligungen und Verlust von Rechten:

- Berthold Haberer verlor seine Arbeit beim Finanzamt,
- als Jakob Bloch kurz nach der Machtergreifung die Tochter von Metzger Dorer heiratete, zogen die Nationalsozialisten mit Transparenten durch die Stadt: „Christliches Mädchen laß ab von deinem Judenschatz“,
- zum Rechtsanwalt Bernhard Schloß (vor 1933 hatte er eine der größten Anwaltspraxen im Landgerichtsbezirk Konstanz) kamen kaum noch Mandanten, und viele Schuldner meinten ihre Schulden nicht mehr zahlen zu müssen,
- im Kaufhaus Michael Bloch durfte von den Kunden der Haupteingang nicht benutzt werden, sie konnten das Geschäft nur durch einen Seiteneingang betreten.
- Wie anderswo wurde auch in Villingen die



Bild 14: H. Flaig, Villingener Zeitgeschichte in Bildern, schreibt zu diesem Bild: Das Offizierskorps der hiesigen Garnison ließ sich von Bürgermeister Schneider die neuen Kneipp-Einrichtungen zeigen. Das Schild über dem Eingang läßt bereits Böses ahnen (S. 75).

Unterdrückung der Juden für jeden sichtbar; H. Flaig zeigt ein Bild der Kneipp-Einrichtungen von 1935 oder 1936 – über dem Eingang hängt ein Schild „Dieses Bad wird von Juden nicht benutzt“ (Bild 14). Ein Villingener erinnert sich, dass an einem Café stand „Juden haben keinen Zutritt“ und dass er jemanden kannte, der auf jedes Paket einen Aufkleber „Juden sind unser Unglück“ machte.

- In der Sitzung des Gemeinderats Villingen 10.4.1934 wird der Antrag der Fa. Gebr. Bloch auf Zulassung zur Annahme von Bedarfsdeckungsscheinen abgelehnt.



Bild 15: Die „Kristallnacht“ gab es auch in Villingen (Schwarzwälder Tagblatt 10.11.1938)

- Mitglieder der Partei wurden gewarnt, in „jüdischen Geschäften“ einzukaufen. Diese Bezeichnung „jüdische Geschäfte“ galt auch, wenn nicht der Inhaber jüdisch war, sondern seine Frau.
- 25.1.1937 verloren jüdische Viehhändler ihre Gewerbescheine.

Dann kam am 9.11.1938 die „Kristallnacht“ – auch in Villingen: Der Betsaal der Villingener Juden (Gerberstraße 33) wurde zerstört und dieses Werk in der hiesigen Tageszeitung entsprechend kommentiert (Bild 15).

Hugo Schwarz, Robert Gideon, Jakob und Sally Schwab wurden nach der „Kristallnacht“ mehrere Wochen im KZ Dachau inhaftiert und gequält.

Lebten 1933 nach 56 Juden in Villingen, war die Zahl im Oktober 1937 auf 46 zurückgegangen. Nach den Ereignissen vom November 1938 war ihnen allen klar, dass sie so rasch wie möglich Deutschland verlassen mussten. Aber auch das wurde ihnen schwer gemacht: Sie mussten nicht nur die von den Nazis bei der „Kristallnacht“ angerichteten Schäden selbst bezahlen; wer emigrieren konnte, musste eine hohe „Reichsfluchtsteuer“ bezahlen (Salomon Bloch z.B. mehr als 80.000 RM).

Ein Teil der jüdischen BürgerInnen Villingens konnte der NS-Herrschaft entkommen und emigrieren, so die Familie von Michael Bloch, von Salomon Bloch (die Tochter Julie, die nach ihrer Heirat nach Karlsruhe gezogen war, ist mit ihrem Ehemann im KZ umgekommen), von Hermann Bikart und von Bernhard Schloß. Außerdem gelang es, einige Kinder mit Kindertransporten ins rettende Ausland zu bringen, so Josef Haberer, Margarete Schwarz, Heinz Schwarz und Manfred Schwarz (Bild 16).



Bild 16: Die Geschwister Heinz (11 Jahre), Margarete (12 Jahre) und Manfred Schwarz (9 Jahre), 1940 in der Schweiz – Ihre Eltern sind in den Konzentrationslagern umgebracht worden. (Privatfoto Heinz Schwarz).

- Aber am 20. Oktober 1940 wurden alle jüdischen BürgerInnen, die noch in Villingen lebten – mit Ausnahme von 2 Frauen, die christlich verheiratet waren – nach Gurs in Südfrankreich deportiert. Deportiert wurden: Hermann Faber, Berthold und seine Frau Georgine Haberer, Bella Kohn, die Geschwister Heinrich, Martha und Sally Schwab, Hugo und Irma Schwarz und Hugos Schwester Julie und seine Mutter Bertha. Von ihnen hat nur Bella Kohn das 3. Reich überlebt.
- In den Konzentrationslagern sind von den Villingen Juden außerdem umgebracht worden: Louis und Janette Bikart und deren Kinder Ruth und Silva Irene (der Sohn Sigmund überlebte die

KZ-Haft), Bertha und ihr Sohn Erwin Boss, Lothar Rothschild, Lina und ihre Tochter Emmy Zaitschek.

- Die mit christlichen Männern verheirateten jüdischen Frauen wurden 1944 ins KZ Theresienstadt deportiert. Vor der Deportation musste ein 16-seitiger Fragebogen „Vermögenserklärung“ mit detaillierten Fragen ausgefüllt werden (nach dem Erlaß des Führers und Reichskanzlers über die Verwertung des eingezogenen Vermögens von Reichsfeinden vom 29.5.1941).

Nicht nur die Deportationen fanden in der Öffentlichkeit statt. Auch die Versteigerungen der Haushalte der Deportierten und der Haushalte der Emigrierten fanden unter großer öffentlicher Beteiligung statt.

Schluss

Mit dem Beitrag sollte deutlich gemacht werden, dass man die Geschichte nicht nur als Vorbereitung des 3. Reiches sehen muss. Das Gleichberechtigungsgesetz war 1862 verabschiedet worden, um den Menschen in Deutschland gleiche Entfaltungsmöglichkeiten zu geben. So hat man das damals gesehen. Aber die Menschen haben später und im Nationalsozialismus einen anderen Weg gewählt. Als eine Lehre aus der Geschichte kann man sich fragen: Ergreifen wir immer die positiven Chancen des Zusammenlebens, die die jeweilige Zeit bietet?

Nichts ist so, wie es scheint.

Anita Auer

Ein Forschungsprojekt sucht nach Geschichtsklitterungen in der volkskundlichen Sammlung der Städtischen Museen

„Zwei gemütliche Alte aus Schwenningen, Württemberg“, so bezeichnete der Berliner Fotograf Hans Retzlaff seine Aufnahme von 1934¹. Das Foto hängt heute im Heimat- und Uhrenmuseum in Schwenningen in der Trachtenabteilung im 1. Obergeschoss (*Abb. 1*) und war bereits mehrfach Thema im „Heimatblättle“, wo man die Identität der abgebildeten „Hippen“ diskutierte.

Hans Retzlaff war kein ausgebildeter Fotograf. „Er arbeitete bis zu seiner Entlassung während der Weltwirtschaftskrise als Bankangestellter in Berlin und begann 1929 eine neue berufliche Laufbahn als Fotograf“². Er reiste durch die deutschsprachigen Lande und „dokumentierte und heroisierte die ländliche Bevölkerung“³. Die hierbei entstandenen Fotos bot er verschiedenen volkskundlichen Instituten zum Kauf an, unter anderem dem „Institut für deutsche Volkskunde“ in Tübingen, aber auch dem Freiburger Volkskundeeinstitut, mit denen es bald zu einer engen Zusammenarbeit kam.

An Retzlaffs Aufnahmen wurde besonders geschätzt, dass er von „ursprünglich bäuerlichen“, ‚verschlossenen‘ Menschen die Einwilligung fürs Fotografieren“⁴ bekam. Er bezahlte offensichtlich jedoch keine Honorare, – das hätte womöglich diese Form des Gelderwerbs für ihn unrentabel gemacht –, sondern bedankte sich bei den Abgebildeten mit einem Abzug. Dies hat für die heutigen WissenschaftlerInnen den Vorteil, dass die Identität der Abgebildeten häufig leicht zu recherchieren ist, wenn die Fotos über die Erben in die Sammlung kommen.

So ist auf der Rückseite des Fotos im Heimat- und Uhrenmuseum handschriftlich vermerkt: „auf dem Bild links: / Christine Widmann, geb. Schlenker / („Stierlechristin“) / Schwenningen a. N., Hofstatt 3 / geb. 8.4.1865 / gest. April 1952 / gestiftet von Familie Wilhelm Schlenker / und Martha (geb. Heim) / Schwenningen, Heilbronnerstr. 56 / Juni



Abb. 1: Hans Retzlaff, Zwei Frauen aus Schwenningen, Villingen, 1934.

1979“⁵. Das „Originalbild“ der rechts abgebildeten kleineren Frau wurde 1998 an das „Heimatblättle“ gesandt⁵. Laut der Einsenderin, Anne Ma. Barth, geb. Benzing, aus Aalen-Wasserralfingen, handelt es sich um ihre Großmutter („Kraftbüble“)“⁶ Benzing. Für beide Dargestellten gibt es noch weitere Identifikationen, die beweisen, dass sie wohl „typische Schwenninger Erscheinungen“ repräsentieren. Was den Wahrheitsgehalt der Zuschreibungen angeht, dürften diejenigen, die sich auf die eigene Verwandtschaft beziehen, den größten besitzen.

Die beiden Frauen sind ganzfigurig abgebildet und stehen sich gegenüber, die Gesichter einander zugewandt. Sie scheinen im Dialog, der Mund der



Abb. 2: Hans Retzlaff, Gruppenfoto von TrachtenträgerInnen vor dem Wäschehaus Schilling, Villingen, 1934.

Linken ist leicht geöffnet, der Mund der Rechten zu einem Lächeln verzogen. Auf dem Kopf tragen beide die für die Baar typische Haube, das „Käpple“, mit Bänderschmuck, der auf den Rücken fällt. Sie ist so aufgesetzt, dass die Stirn halb und damit der Haaransatz vollständig verdeckt ist. Das Ohr wird freigelassen. Auffallend ist die füllige Statur der beiden, die durch die Hippe, den in feine Falten gelegten wollenen Rock, und die Armhaltung noch betont wird. Beide legen die Arme leicht verschränkt um ihre Körpermitte, was etwas unnatürlich wirkt, da sie dort kein wirkliches Auflager finden (wie zum Beispiel eine hochschwangere Frau), sondern etwas verkrampt in Position halten müssen. Sie stehen vor einer rau und unachtsam verputzten Wand, rechts im Hintergrund ist ein schräger Balken, Teil eines Giebels, zu sehen. Eine Straßenszene in Schwenningen?

Mitnichten. Auf einem Gruppenfoto, das sich in der Sammlung des Franziskanermuseums befindet

(Abb. 2), sehen wir die gleiche Szene als Teil einer größeren Komposition vor dem Wäschehaus „Wilhelm Schilling“ in der Oberen Straße in Villingen. Wieder sind die Frauen einander zugewandt mit ähnlicher Armhaltung, allerdings hält sich nun die Linke am Handgelenk der rechten Hand fest. Diese Haltung wirkt etwas motivierter als die auf der Einzeldarstellung des Frauenpaares. Die Rechte sieht man fast nur mit dem Rücken, wodurch der Bänderschmuck der Haube besser zu sehen ist. Links im Hintergrund stehen drei Frauen in St. Georgener Tracht, zwei davon mit unbedecktem Kopf, eine bereits „unter der Haube“ (verheiratet).

Vor dem Eingang des Ladens steht links ein Herr in Anzug und Krawatte mit einem kleinen Mädchen neben sich. Man sieht dieses Paar von der Seite, denn es ist parallel zum Bürgersteig aufgestellt. Der Herr lächelt zwei Villingenerinnen in Tracht und Goldhauben zu, die ihm schräg gegenüber wie aufgereiht im Eingang stehen. Vor dem



Abb. 3: Ernst Schilling in seiner Trachtenbandweberei, Villingen, 1934.

rechten Schaufenster stehen zwei weitere Trachtenpaare (Junge und Mädchen, Mann und Frau) und studieren die Auslagen bis auf die Frau ganz rechts, die den ihr zugeordneten Herrn ansieht. Alles in allem eine wohl ausgewogene Komposition. Das ganze Querformat des Fotos von links nach rechts ist ausgefüllt. Gruppierungen ergeben sich durch Körperwendung und Blickrichtung. Überschneidungen der einzelnen Gruppen vermitteln einen Gesamtzusammenhang der Szene. Auf der Rückseite des Fotos ist ein Stempel: „Hans Retzlaff / Berlin-Charlottenburg 5 / Hebbel-Str. 2 / Tel. CO Fraunhofer 1798“, mit Bleistift und in Handschrift steht dabei „1933“⁷.

Ein weiteres Foto aus der Museumssammlung (Abb. 3) weist denselben Stempel auf, aber keine Datierung. Es zeigt den freundlichen Herrn im Anzug des vorigen Fotos – nun allerdings der Jacke ledig und nur in Weste – vor einem Webstuhl⁸. Er streicht über ein Seidenmoiréband, das zwischen

einem Stuhl und einem Gerät zum Spulen der Bänder aufgespannt ist. Er blickt nach links unten auf das Band und seine Hand. Auf einem Tisch im Vordergrund links sind eine Vielzahl unterschiedlich breiter und farbiger Bänder aufgestapelt.

Eine Nachfrage beim heutigen Inhaber des Wäschehauses Schilling, Bernhard Schaumann, ergibt folgendes: Der Großvater, Ernst Schilling, betrieb eine Trachtenbandweberei im Haus, die 1848 gegründet worden war. Er ist der freundliche Herr auf dem Gruppenfoto, das Kind neben ihm die jüngste Tochter Regina. Seine Ehefrau, Emma, geb. Konstanzer, blickt zwischen den zwei Villingerrinnen aus dem Ladengeschäft heraus (wohl zur Tochter).

Außer dem Gesamtbild auf der Straße wurden bei dieser Gelegenheit von Hans Retzlaff weitere Fotos, davon einige auf der rückwärtigen Terrasse des Hauses, inszeniert. Zum Teil befinden sie sich noch im Besitz der Familie Schaumann. Weitere

Einzelaufnahmen auf der Terrasse zeigen unter anderem den Narro⁹, die Alt-Villingerin¹⁰ und den Narro mit zwei Alt-Villingerinnen¹¹. Letzteres beweist, dass – zumindest in Villingen – die Tracht nur noch an Fastnacht oder bei anderen Brauchtumsveranstaltungen im Sinne einer Kostümierung, einer (fastnächtlichen) Verkleidung getragen wurde, während ja die Straßenszene von Retzlaff suggeriert, die Trachten würden zeitgleich noch im Alltag, auf der Straße getragen. Für die Schwenninger Tracht scheint das allerdings (eher) zuzutreffen.

Einzelne, vor allem alte Frauen kleideten sich in den 1930er Jahren noch in Schwenninger Tracht. Dafür spricht auch die Anekdote, die in der Familie Schaumann überliefert wird: Die beiden Schwenningerinnen hätten während der langen Foto-Sitzung ein dringendes Bedürfnis verspürt und daher den Hausbesitzer gefragt, „Wo *goots do ge bruu’ze*?“ (die kursiven Vokale werden nasal gesprochen)¹². Ihm, der schon damals außer Posamenten, Stoffen und Bändern, auch Strümpfe (also Dessous im weitesten Sinne) feilbot, wurde spätestens in diesem Augenblick vollkommen klar, dass die beiden sich für diese Verrichtung keiner Unterwäsche entledigen mussten ...

Das Foto des originellen Schwenninger Paares wird 65 Jahre später zum Titelbild einer Publikation des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. In diesem Buch mit dem Titel „Völkische Posen, volkskundliche Dokumente“ setzt sich das Institut mit seiner Geschichte in den 1930er und 1940er Jahren auseinander und stellt sich die Frage, inwieweit das Fach Anteil an nationalsozialistischer Ideologie hatte. Die Studie kommt zu dem Ergebnis, dass die Fotografien Retzlaffs als nicht dokumentarisch, sondern von der Ideologie der Machthaber geprägt gewertet werden müssen. Die Authentizität, die Retzlaff vorspiegelt, nährt sich aus seinen raffinierten Kontextualisierungen. So blicken die Fotografieren so gut wie niemals direkt in die Kamera, werden in „natürlichen“ Posen und Zusammenhängen dargestellt, zudem wählt der Fotograf gefällige Bildkompositionen. Für die Fotografie der Schwenningerinnen gilt: Die Übernahme der Pose

auf dem Doppelporträt für das Gruppenfoto (oder umgekehrt) beweist die Gesuchtheit des Motivs und den inszenatorischen Aufwand, der betrieben wurde. Die Krux hierbei ist, dass der Berliner Fotograf Hans Retzlaff – wie andere zeitgenössische Fotografen auch – ungeheuer viel fotografiert und in populären Bildwerken publiziert hat. Darüber hinaus bilden seine Fotos einen Schwerpunkt in den Bildarchiven der zuständigen wissenschaftlichen Institute. Sein Blick auf die ländliche Bevölkerung beeinflusst den unseren noch heute oder irritiert zumindest. War es nicht doch so, wie er es zeigt? Eine verwandte Problematik untersucht am Beispiel der Schwarzwaldsammlung Oskar Spiegelhalters ein Forschungsprojekt, das 2012 begonnen wurde. Die Kooperation der Technischen Universität Dortmund und des Franziskanermuseums Villingen-Schwenningen ist auf drei Jahre angelegt und wird von der VW-Stiftung gefördert. „Das Unsichtbare und das Sichtbare. Zur musealen Herstellung von Region am Beispiel der Schwarzwaldsammlung von Oskar Spiegelhalter“ widmet sich einem noch etwas älteren Protagonisten volkskundlichen Erkenntnisinteresses, der aber unter ganz ähnlichen Vorzeichen gearbeitet hat. Seine Geschichtsklitterungen zu entdecken, in der Dokumentation, in der Auswahl und Zuschreibung der Objekte, hat sich das Projekt zur Aufgabe gestellt. Ergebnis wird eine Ausstellung und Begleitpublikation zum Abschluss des Projekts 2015 sein.

Anmerkungen:

- ¹ Hägele, Ulrich und Gudrun M. König (Hg.): Völkische Posen, volkskundliche Dokumente. Hans Retzlaffs Fotografien 1930 bis 1945, Marburg 1999, S. 200 (5A 542).
- ² Wie Anm. 1, S. 21.
- ³ Wie Anm. 1, S. 22
- ⁴ Wie Anm. 1, S. 23
- ⁵ Heimatblättele, Jg. 46, Heft 11, November 1998, S. 4 und 5.
- ⁶ Ich danke Renate Krüger und weiteren Mitgliedern des Heimatvereins Schwenningen für die Unterstützung meiner Recherchearbeit zur Identität der Dargestellten im Vorfeld des Artikels.
- ⁷ Der Zusammenhang des Gruppenbildes mit den Einzeldarstellungen ist so eklatant, dass die Datierung „1933“, die vielleicht später ergänzt wurde, mir nicht stimmig vorkommt. Das Straßenbild wurde sicherlich auch 1934 aufgenommen.
- ⁸ Wie Anm. 1, S. 203 (Abb.), datiert 1934 (6/19)
- ⁹ Wie Anm. 1, S. 215 (Abb.), datiert 1934 (25/443)
- ¹⁰ Wie Anm. 1, S. 199 (Abb.), datiert 1934 (5A437)
- ¹¹ Wie Anm. 1, S. 216 (Abb.), datiert 1934 (25/444)
- ¹² Für die korrekte Verschriftlichung und den Aussprachehinweis danke ich ebenfalls Renate Krüger.

Revellios eindringliche Mahnung wurde gehört

Hermann Colli

Vor 30 Jahren Franziskaner-Konzerthaus eingeweiht



Nach einem Gemälde des bekannten Villingener Malers Albert Säger aus dem Jahre 1922 sah der Osiandergarten damals so aus! Der ehemalige Friedhof – später Osianderplatz – war mit einer Mauer umgeben und mit Bäumen bepflanzt. Säger malte das Bild an einem sonnigen Wintertag von seinem Haus in der Rietstraße 30 aus, wo er wohnte und seine Malerwerkstatt hatte.

Es war ein Ereignis ersten Ranges, das in die ganze Region ausstrahlte: Die Einweihung des Franziskaner-Konzerthauses am 17. September 1982, also vor 30 Jahren. Als „Meilenstein in der Geschichte der Doppelstadt“ wurde es gepriesen und mit einem Reigen von mehr als einem Dutzend hochkarätiger Konzerte bis in den Dezember hinein gefeiert. Dass der „Franziskaner“ von seiner Strahlkraft als Kulturzentrum nichts verloren hat, hat er in den drei Jahrzehnten eindrucksvoll bewiesen.

Zuvor hatte es auch kritische Stimmen gegeben. Lange bevor die Pläne für die kostspielige Renovation überhaupt auf den Tisch kamen, hatte sich der Villingener Ehrenbürger Dr. Paul Revellio sehr intensiv mit dem Villingener Franziskanerkloster

beschäftigt. Es war geradezu eine Liebeserklärung an das historische Gebäude. Der Südkurier nahm Revellios Beitrag auf und veröffentlichte anlässlich der Einweihung des Franziskanerkomplexes einen Artikel mit der Überschrift: „Revellios eindringliche Mahnung“, in dem die große Sorge des Ehrenbürgers zum Ausdruck kommt.

Als der Villingener Stadtarchivar Professor Dr. Paul Revellio am 1. Juli 1966 starb, nahm er ein großes Anliegen mit ins Grab: Die Erhaltung des Franziskanerklosters, für die er sich zeitlebens stark gemacht hatte. Dieser Mann, der sich wie kaum ein zweiter Verdienste um die Geschichtsschreibung der alten Zähringerstadt erworben hat – was die Stadt Villingen damit belohnte, dass sie ihm am 24. September 1958 die Ehrenbürgerwürde ver-

lich – hat sich in seinem umfassenden Werk „Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen“ sehr eingehend mit der Klostersgeschichte der „Barfüßler“, wie die Franziskaner genannt wurden, befasst.

In dem Beitrag „Das Franziskanerkloster zu Villingen“ verfasste er eine aufrüttelnde Mahnung an die Bürgerschaft, die Klosteranlage, die ein beachtliches Stück Stadtgeschichte darstellt, zu erhalten.

„Keines der Bauwerke unserer an geschichtlichen Erinnerungen so reichen Stadt ist während des 19. Jahrhunderts so entweiht und erniedrigt worden wie unsere Barfüßlerkirche“, schreibt Professor Revellio. „Einst ein weiter Kirchenraum, der während fünf Jahrhunderten unzählige Male eine bald andächtig gestimmte, bald ernste Gemeinde zum Preise Gottes, aber auch zu schwerer Besinnung versammelt hatte, vor dessen Altären das Villingener Zunfthandwerk seine Patrone als Schutzgeister seines täglichen Werkes in den vieler-

lei Nöten des Lebens um Hilfe anflehte, dann in rascher Folge Pferdestall, Kaserne, Kriegsmagazin und Feldbäckerei – und schließlich hat 1825 eine bettelarme und von allzu viel Not erdrückte Generation für den fast herrenlos gewordenen Bau keine bessere Verwendung mehr gewusst, denn als Stall, Scheune und Fruchtspeicher für die ausgedehnte Ökonomie des Spitals zu dienen mit dem Kreuzgang als Viehtränke. Hätte es in jenen Zeiten ein Gefühl verpflichtender Dankbarkeit der Vergangenheit gegenüber gegeben, so wäre solche Entwürdigung unmöglich gewesen.

Wohl wurde nach 100 Jahren (1934) der Innenraum der Kirche von seinem niedrigen Dienst befreit, aber mit dem Gewinn verband sich ein neuer Verlust: Die das Ganze zu einer echt mittelalterlichen Lebensgemeinschaft zusammenschließende Kirchhofmauer wurde niedergelegt und damit eine schmerzliche Wunde in das ehemals so geschlossene Straßenbild am Riettor geschlagen,



Reges Leben herrscht heute auf und vor dem Osianderplatz mit dem Franziskaner-Konzertthaus und dem Franziskanermuseum im Hintergrund. Der Klosterkomplex am Riettor ist Mittelpunkt im kulturellen Leben der Stadt und wird für zahlreiche Veranstaltungen genutzt.

die leidvollste seit dem Abbruch des Niederen Tores und der Vortore. Das so viele Jahrhunderte treu bewahrte Stadtbild, dem man draußen mit steigender Bewunderung begegnet, verlangt hier dringend eine Wiedergutmachung. Dazu braucht der des inneren Halts beraubte Kirchenraum mehr denn je neuer Festigung, wenn er erhalten werden soll. Das aber ist wieder nur möglich, wenn für ihn in unserer anders gearteten Welt eine neue Verwendung gefunden wird, nachdem die Kirche auf seine Wiederverwendung verzichtete.

Erhalten bleiben muss er im Interesse unseres mittelalterlichen Stadtbildes. Wo findet sich, eingebaut in eine städtische Lebensgemeinschaft, ein Kreuzgang von gleich guter Erhaltung? Nicht weniger ehrwürdig ist uns dieser Raum auch als Schauplatz wichtigster Ereignisse unserer Stadt-

geschichte: keine Stätte war die vielen Jahrhunderte seit der Stadtgründung so eng auch mit dem öffentlichen Leben und der Wirtschaft der Stadt, wie dem Fühlen und Denken, mit Leid und Freud der einzelnen Familie verbunden wie die Franziskanerkirche.“

Soweit Professor Revellio. Was würde wohl der Villingener Ehrenbürger darum geben, wenn er dabei sein könnte, wenn die Franziskaner-Anlage als Kulturstätte ersten Ranges wieder ihren Platz in der Villingener Stadtgeschichte einnehmen und jetzt wieder ihrer Bestimmung übergeben werden kann? Er wäre sicher glücklich gewesen. Aber er würde sich auch darüber freuen, dass seine Mahnung, die er schon 1954 an die Villingener richtete, doch gehört wurde. Und er würde stolz sein, auf „seine“ Villingener. So war es vor 30 Jahren im Südkurier zu lesen.



Werden Sie Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.



Sie unterstützen damit unsere Arbeit, die Geschichte und Traditionen unserer Stadt zu bewahren und immer wieder neu zu beleben.

Unsere Mitglieder erhalten das Jahreshft „Villingen im Wandel der Zeit“ als Treueprämie gratis ins Haus gebracht.

Auskunft und Anmeldung in der Geschäftsstelle, Kanzleigasse 30 in 78050 Villingen (Telefon 0 7721 / 40 70 999, Telefax 0 7721 / 40 70 998, mail@ghv-villingen.de) oder bei einem der Vorstands- oder Beiratsmitglieder (siehe Impressum Seite 3).

Homepage: www.ghv-villingen.de

Wieder ein Stück Stadtgeschichte sichtbar gemacht

Wolfgang Trenkle

Villinger Gutleuthaus und die St.-Vitus-Kapelle im Modell

Sein Name klingt ziemlich altertümlich, sein Aussehen ist es nicht: der schnittige Teil des „Gutleuthaus“ in der Villinger Gerwigstraße 6 ist erst zweieinhalb Jahre alt (*Abb. 1*), und der Rest als umfangreich sanierter Nachkriegsbau des einstigen „Maison de France“ auch nur ein paar Jahrzehnte älter. Das, was im Villinger Gutleuthaus aktuell getan wird, ist als Handlung aber durchaus als uralt zu bezeichnen: Der Caritasverband für den Schwarzwald-Baar-Kreis mit seinen inzwischen 350 haupt- und noch einmal so vielen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern hat dort seinen zentralen Sitz und er versucht, sogar schriftlich definiert in seinem Leitbild, als katholischer Wohlfahrtsverband das umzusetzen, was ein wohl-

tätiger Nazarener vor 2.000 Jahren mit Herz und Hand predigte und konkret vorlebte. Genau dort, wo das heutige Gutleuthaus steht, wurde im 14. Jahrhundert das erste Gutleuthaus Villingens errichtet. Äußerst grob übersetzt, könnte man das Gutleuthaus als ein spätmittelalterliches Krankenhaus bezeichnen. Klingt Gutleuthaus schon nicht gerade modern, tut es „Leprosorium“ erst recht nicht. Das Gutleuthaus war ein solches: Hierher wurden Menschen mit ansteckenden Krankheiten (Lepra = Aussatz) verbracht, erkrankte Menschen ohne finanzielle Mittel und Durchreisende mit allerlei Symptomen. Zur Sicherheit der Bevölkerung stand das Gebäude mit Kapelle ausgegrenzt vor der Stadtmauer Villingens. Innerhalb dieser fand sich noch die sogenannte „Siechenschaffnei“, eine organisatorisch dem Gutleuthaus angegliederte Einrichtung. Ab dem 17. Jahrhundert gab es auch noch ein sogenanntes „Franzosenhaus“, in welchem Syphiliskranke behandelt wurden. Die Geschlechtskrankheit wurde damals als Franzosenkrankheit bezeichnet. Auch wenn es danach klingt: das „Maison de France“ hat mit diesem Haus nichts zu tun. Viele Jahrhunderte hielt der historisch wichtige Gebäudekomplex des Gutleuthauses und seiner angrenzenden St.-Vitus-Kapelle durch, selbst im 20. Jahrhundert konnte er noch 44 Jahre stehen, bis der Zweite Weltkrieg auch hier seine zerstörerische Fratze zeigte.

Wie sich bestmöglich an das Gutleuthaus erinnern? Der Villinger Modellbauer Dietmar Kempf hat sich einen ganz besonderen Weg einfallen lassen: Er baute die fast vergessene soziale Einrichtung anhand vieler überlieferter Quellen im Maßstab 1:50 äußerst detailgetreu nach (*Abb. 2*). Seit Ende Juni 2012 steht das fertiggestellte Modell dort, wo es den besten Platz in der Zähringerstadt finden konnte: im Foyer der Caritas-Zentrale. „Der Nachbau ist eine großartige Leistung“, sind sich der



Abb. 1: Soziales Engagement im Jahr 2012: Das heutige Gutleuthaus der Caritas.



Abb. 2: Ein Meister im Modellbau: Dietmar Kempf mit dem Gutleuthaus und der St.-Vitus-Kapelle.



Abb. 3: Keine einfache Bastelarbeit: Der Dachstuhl des Gutleuthauses im Maßstab 1:50.



Abb. 4: Tiefe Einblicke gewährt das Modell bis ins unterste Stockwerk hinein.

Vorstandsvorsitzende des Caritasverbandes Otto Sieber und Geschäftsführer Michael Stöffelmaier einig. Wer sich in der Gerwigstraße 6 Unterstützung holt, beispielsweise in der Behindertenhilfe, der Hilfe für Jugend, Familie und Senioren, der Schulsozialarbeit oder der Migrationsberatung, den erinnert das ausgestellte Modell an den spätmittelalterlichen Vorgänger.

Obwohl mit Gütenbach der Sitz des größten Modellgebäude-Herstellers Deutschlands von Villingen nicht weit entfernt ist, hat das Kunstwerk von Dietmar Kempf nichts mit Häuschen für die Modelleisenbahn zu tun. Kempf verwendet in seinen komplexen Modellen meist originale Materialien und Pläne. Gepresste Plastikwände und -dächer kommen darin nicht vor. So ist beispielsweise der Dachstuhl (Abb. 3) komplett in herkömmlicher Zimmermannstechnik erstellt. Erst eine Lupe macht an manchen Stellen deutlich, mit welcher Akribie der gelernte und heute berentete Industriemeister der Firma Winkler arbeitet. So sind beispielsweise Träger und Querstreben des



Abb. 5: Ohne akribisch gezeichneten Bauplan startet bei Dietmar Kempf, einst Ausbilder von Technischen Zeichnern der Villingener Firma Winkler, kein Projekt. So auch beim Gutleuthaus.



Abb. 6: Kaum zu unterscheiden zwischen einstiger Realität und Modell: der Blick zwischen Haus und Kapelle.

Dachstuhls verzapft. Auch dort, wo man im geschlossenen Zustand des Gebäudes nichts sieht, ist etwas vorhanden: Kempfs Modell ist mehr als doppelbödig – wer das Dach abnimmt, kann sich Stockwerk um Stockwerk durch das Haus bewegen (Abb. 4).

Rund 1.000 Stunden in zwei Jahren hat der historisch sehr interessierte Villingener an seinem Werk gearbeitet. Hierzu gehört auch die Recherche in verschiedenen Archiven von Kirche und Stadt (Abb. 5). Eines musste er leider nicht recherchieren, sondern erlebte es mit eigenen Sinnen: „Ich erinne-

re mich noch gut, als ich als kleiner zehnjähriger Junge mitansahen musste, wie der Villingener Bahnhof und die umliegenden Gebäude bombardiert wurden“, so Kempf. Ein Eindruck, der unauslöschliche Spuren bei ihm hinterlassen hat. Bei diesem Bombardement ging auch das Gutleuthaus und die St.-Vitus-Kapelle (Abb. 6) unter. Kempfs Modell und die umfangreiche soziale Arbeit der Caritas sorgen dafür, dass das historische Gebäude in Erinnerung bleibt und das Christentum immer wieder neu mit dem Caritasmotto „Not sehen und handeln“ in die Tat umgesetzt wird.

Eine Weltoffenheit, die sich in künstlerischer Vielfalt bemerkbar macht



Abb. 1: Regina Hiekisch hat Hesses Gedicht „Stufen“ in ihrer vierteiligen Serie „In allem Anfang“ verinnerlicht und auf ihre ganz individuelle Weise abstrahiert verbildlicht.

Kunst entsteht nie im luftleeren Raum. Sie bedarf stets der Vorbilder und der Auslöser. Die jeweiligen Lebensumstände sind dabei die maßgeblichen Parameter. Und davon gibt es einige im Leben von Regina Hiekisch. Die verschiedenen Facetten auf ihrem Lebensweg spiegeln sich auch in ihrem ein überaus breites Spektrum umfassenden Kunstschaffen wider. Kunst ist eben wie das Leben allemal ein weites Feld: Regina Hiekisch wurde 1933 in Zwickau (Sachsen) geboren. Von 1952 bis 1956 besuchte sie die Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig und die Universität Leipzig, wo sie Kunsterziehung für höheres Lehramt studierte. 1956 legte sie ihr Staatsexamen ab. Bis zum Mauerbau unterrichtete sie Schüler der Erweiterten Oberschule in Gräfenhainichen/Bitterfeld. Als die

Mauer gebaut wurde, floh sie mit ihrem Mann in den Westen. 1970 wurde sie ans Gymnasium am Romäusring als Kunsterzieherin berufen, wo sie bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 1992 tätig war. Soweit ihre Vita im Kurzdurchlauf.

Die Kunstwerke jedoch lassen uns den Menschen Regina Hiekisch näher kennen lernen. Auch wenn die Künstlerin selbst, wie sie es bei ihrer Ausstellung im vergangenen Sommer im Unterkirnacher Rathaus souverän unter Beweis stellte, zwischen ihrem Werk und dem Betrachter vermitteln kann, können sich die Exponate auch ohne wortreiche Erklärungen ihrer Autorin behaupten. Das funktioniert, sofern sich der Betrachter Zeit zur Auseinandersetzung nimmt. Denn zuerst einmal gilt es sich analog zu der Gouache „Heilix

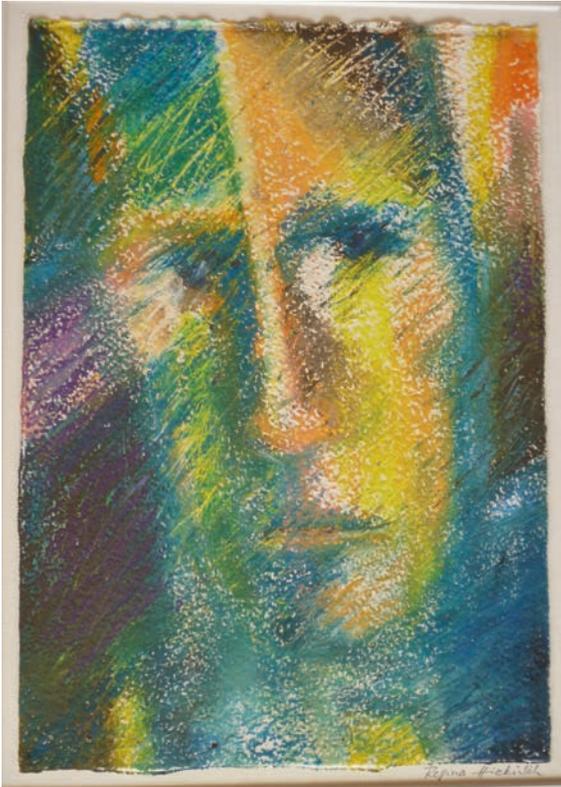


Abb. 2: Die Künstlerin setzt sich in ihrem umfangreichen Werk häufig mit der Bibelgeschichte auseinander.

Durcheinander“ in dem Hiekischen Kunstkosmos aufgrund der unterschiedlichsten Eindrücke zurecht zu finden. Das Nebeneinander von scheinbar Disparatem ergibt durchaus Sinn. Denn die Arbeiten sind authentischer Ausdruck einer Künstlerin, die so ihre vielfältigen persönlichen Erlebnisse verbildlicht. Ein Schlüsselwerk, das in seiner Thematik die Grundlage für sämtliche künstlerische Phasen bildet, ist die vierteilige Arbeit „In allem Anfang“.

In der vermeintlich abstrakten farbkräftigen Bilderserie, in der Hiekisch Hermann Hesses Gedicht „Stufen“ markant und stilsicher thematisiert, wird an dessen allgemeingültige geniale Kernaussage erinnert (Abb 1). „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben.“ Diese Textpassage zieht sich wie ein roter Faden durch das Leben und die Kunst von Regina Hiekisch. Aufgrund ihrer tiefen christlichen Überzeugung und ihrer konsequenten politischen Haltung in ihrer alten Heimat schikaniert, floh sie

1961 in den Westen und wagte hier den Neuanfang: als Künstlerin, politisch engagierte Bürgerin und als Christin. Einen thematischen Schwerpunkt in dem umfangreichen Werk nehmen eben auch die religiös motivierten Arbeiten ein, das Thema mal mehr, mal weniger sichtbar gemacht.

In der Serie „Bible faces“ schöpft die Künstlerin aus dieser existentiellen Inspirationsquelle (Abb. 2). „Der Fragende“, „Der Verzweifelnde“, „Die Seherin“, „Der In sich Gekehrte“: in den Gesichtern, die in einer pastosen, gerissenen, mit Sand versehenen Mischtechnik hergestellt sind, ist die Suche nach dem Sinn des Daseins eindrücklich eingeschrieben, immer auch verbunden mit der bangen Frage, wie es nach dem irdischen Jammertal wohl weitergehen wird. Weniger deutlich auf den ersten Blick, dafür in ihrer Wirkung umso nachhaltiger, sind die „Textarbeiten“.

In der Verbindung von Schrift, im konkreten Fall einer Passage von Dietrich Bonhoeffers Text „Von guten Mächten wunderbar geborgen“, und



Abb. 3: „Von guten Mächten wunderbar geborgen“: großformatige Malerei, die sich immer auch ein Restgeheimnis bewahrt.

Kunst hat die Künstlerin eine intermediale Kunstform geschaffen, die in ihrer semantischen Dichte und ihrer Vieldeutigkeit eine ungewöhnlich große Ausdruckskraft bereithält (Abb. 3). Obwohl sich Hiekisch auf einen ganz konkreten Text bezieht und mit dessen thematischer Kernaussage – Bonhoeffer hat sich in seinen Schriften mit dem Kirchenproblem und der Diesseitigkeit des Christentums auseinandergesetzt – ihr Werk durchaus konform geht, lassen die Schriftarbeiten viel Raum zur individuellen Interpretation. Ein verkürzter Satzbau und die Wiederholung der markanten Textfragmente, aus denen immer wieder neue Sätze formuliert werden können, sowie der Verzicht auf Satzzeichen, lässt eine Sprachstruktur entstehen, die in ihrer facettenreichen Zersplitterung auf Vieldeutigkeit aber in dem harmonisch-spannungsvollem Bildgefüge auch auf Labili-

tät verweist. Das Auge des Betrachters springt von den inhaltlichen zu den formalen Elementen, es wandert von den großen ruhigen Flächen zu der Lebendigkeit der Schrift. Ob der Betrachter nun den Text entziffern kann ist zunächst einmal unerheblich. Wichtiger als eine sofort erfassbare Botschaft ist das Erkunden, das Lesen der Bilder, die sich somit immer auch ein Restgeheimnis bewahren. Dies ist auch vorhanden, wenn sich die Künstlerin nicht direkt ersichtlich mit Texten auseinandersetzt. Bei den Radierungen, die Hiekisch für eine Ausstellung anlässlich der Europäischen Glockentage entworfen hat, steht der Betrachter zunächst einmal vor einem abstrakten Konstrukt. Feine Linien, die sich in einem seismografischen Auf und Ab bewegen, werden in der Arbeit „Innerer Friede“ von schwungvollen Aufwärtslinien überlagert. Eine zweite Platte mit filigranen roten



Abb. 4: Bei der Herstellung von Radierungen kommt das Talent und das Können Regina Hiekischs zum Vorschein.

Linien bildet den Hintergrund. Regina Hiekisch interpretiert diese Komposition folgendermaßen: „Atmende innere Ruhe/Friede.“ Und jetzt kommt doch wieder die Literatur als künstlerischer Impulsgeber zum Vorschein. Denn die ehemalige Kunsterzieherin hat sich für die vermeintlich ungegenständlichen Werke mit Schillers „Glocke“ beschäftigt. Schillers Thema „Friede“ hat sie bildhaft dargestellt mit einer festen Kontur einer Negativform eines Glockenschwungs. Die Umrisslinie überschneidet den Prägerand und bildet einen starken Kontrast zum Linienspiel im Hintergrund. Beim „Glockengeläut“ erzeugen unterschiedliche dunkle Flächen und Linien die Dynamik und thematisieren somit das Geläut. Die Auseinandersetzung mit der Bibel, der tief christliche Grundgedanke bedeutet für Hiekisch selbstverständlich auch ein Interesse für den Menschen,

das Menschsein im allgemeinen, für andere Kulturen und zeigt somit eine bodenständige Weltoffenheit.

Einen unübersehbaren quantitativen wie qualitativen Schwerpunkt nehmen die Radierungen ein, die sie in ihrem Unterkirnacher Atelier auf der Druckpresse selbst herstellt (Abb. 4). Ob als Kaltnadel, Aquatinta, Blindätzung oder Farbradierung ausgeführt, die Künstlerin kennt sich in der technisch anspruchsvollen Tiefdrucktechnik aus. Das ist letztlich, wie auch ihre Affinität zu Schriftarbeiten, wieder ihrem Studium an der renommierten Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig zu verdanken. Mit einem sicheren Gespür für kompositionelle und handwerkliche Gesetzmäßigkeiten holt sie die unterschiedlichsten Figuren, Formen und Strukturen aus der Platte heraus.



Abb. 5: „Muslime“: Die Künstlerin ist viel auf Reisen und hält vor Ort Land und Leute mit dem schnellen Tuschestrich fest.

Fast schon abstrakten Charakter haben die Radierungen „Netze“, „Eschatologische Landschaft“ oder „Durchblick“. Aufgrund der christlichen Grundhaltung der Künstlerin lässt sich aber rasch ein inhaltlicher Bezug herstellen. Auch in inhaltlich eindeutig fassbaren Blättern wie „Familie“, „Einzelgänger“, „Flüchtlingsehend-Warten“, „Sich einmischen“, „Verbunden“ sind die Menschen überaus abstrahiert dargestellt. Die Reduktion auf wesentliche formale Elemente ist hier das Resultat einer konsequenten thematischen Umsetzung. Nicht ein radikales Entweder-oder und ein schwammiges Sowohl-als-auch interessiert die Künstlerin, es ist vielmehr der Fingerzeig auf allgemeingültige Werte, die das Zusammenleben der Menschen prägen. Dieses alles hinterfragende kritische Sujet ist kein Thema mehr, wenn die Künstlerin das Atelier verlässt, die reale Welt hautnah

erlebt, auf Reisen geht. Diese Arbeiten handeln vom Hier und Jetzt und von einer sichtbaren Lebensfreude. Die eindeutig gegenständlichen Werke erzählen von der Reiselust der Künstlerin und von ihrer Neugier auf andere Menschen und Kulturen.

Die tektonische Festung „St. Malo“, „Indische Frauen“, „Muslime“ (Abb. 5) und das mexikanische „La Paz“ laden ein, auf den irdischen Pfaden Regina Hiekischs zu wandeln. Was bleibt ist ein vielfältiges Kaleidoskop von unterschiedlichsten Eindrücken. Die Bilderflut erzählt von einer Künstlerin, die den Spagat zwischen abstrakter und gegenständlicher Kunst beherrscht, von unterschiedlichsten Landschaftseindrücken der weitgereisten Künstlerin, von treffenden Momentaufnahmen aus den Skizzenbüchern von den zahlreichen GHV-Exkursionen (Abb. 6), von Portraitmalerien und Aktstudien.



Abb. 6: Regina Hiekisch hat auch bei den GHV-Exkursionen immer ihr Skizzenbuch dabei.

Schließlich stellt sich einem doch die Frage: Warum gibt es in diesem breiten Spektrum an unterschiedlichsten Stilen, Techniken und Motiven umfassenden Kunstschaffen kein einziges Villinger Motiv zu entdecken? Eine durchaus berechtigte Frage. Auf die Regina Hiekisch in ihrer überzeugenden Art selbstverständlich eine plausible Antwort hat. Das Thema habe sie ausführlich über zwei Jahrzehnte direkt vor Ort in der Villinger Altstadt mit ihren Schülern abgedeckt. Soviel künstlerische Freiheit muss dann doch sein.

Die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins hatten die Gelegenheit, die Ausstellung im Unterkirnacher Rathaus unter Führung von Regina Hiekisch zu erleben. Der hier abgedruckte Beitrag von Stefan Simon entstand anlässlich dieser Führung.

Historische Schätze der Uhrmacherkunst Hellmut-Kienzle-Sammlung

Wolfgang Trenkle



Abb. 1: Hinter dieser eher unscheinbaren Fassade eines der ältesten erhaltenen Gebäude Schwenningsens, im städtischen Heimat- und Uhrenmuseum am Schwenninger Muslenplatz, Kronenstraße 16, befindet sich eine der wertvollsten Uhrensammlungen Deutschlands, die Hellmut-Kienzle-Sammlung.

Im Frühjahr 2013 ist sie nun immerhin schon wieder drei Jahre in der Neckarstadt: die Hellmut-Kienzle-Sammlung, eine der wertvollsten Uhrensammlungen, die es in Deutschland gibt. Anfänglich war eine große Begeisterung zu spüren und viele einheimische und auswärtige Besucher drängten sich in das Schwenninger Heimat- und Uhrenmuseum (Abb. 1), um die vielen zum Teil spektakulären Zeitmesser aus fast fünf Jahrhunderten zu

sehen. Immerhin war lange unklar, ob die Sammlung in Landesbesitz überhaupt jemals wieder nach Schwenningen kommen würde. Inzwischen sind die Besucherströme merklich zurückgegangen. Konstant blieb hingegen die Qualität der Exponate.

Ein äußerst sehenswerter Schatz befindet sich da hinter der Fachwerk-Fassade eines der ältesten Schwenninger Häuser. Eine schwere Metalltüre



Abb. 2: Technische Wunderwerke aus der Renaissancezeit – zu sehen im Schwenninger Heimat- und Uhrenmuseum.

schottet diese vom sonstigen Museum ab. Wer sie nutzt, findet sich plötzlich in einer anderen Welt wieder: Bewusst dunkel ist diese gehalten, so dass jene rund 150 Objekte, auf die es ankommt, besonders strahlend hervortreten. Dicke Panzer-
 glasvitrinen machen zudem berechtigt deutlich, dass hier keine Gegenstände mehr ausgestellt sind, die mit sehr viel Glück auch auf Flohmärkten zu finden wären.

Über viele Jahre hinweg wurde die Sammlung von Hellmut Kienzle, Geschäftsführer des einst innerhalb der 50er und 60er Jahre bedeutendsten Uhrenherstellers in West- wie auch Ostdeutschland, der Kienzle Apparate GmbH, ansässig in der Uhrenstadt Schwenningen am Neckar, mit einer Jahresproduktion von bis zu fünf Millionen Armbanduhren, zusammengetragen. Kienzle war begeisterter Uhrenliebhaber. Selbstverständlich sammelte er Exponate der eigenen Schwenninger Produktion. Doch damals aktuelle Zeitmesser aus der Massenfertigung stellen den unbedeutendsten Teil

der Sammlung dar. Den eigentlichen kulturgeschichtlichen, wie auch mit mehreren Millionen Euro monetären Stellenwert verleihen ihr hingegen die historischen Uhren, darunter zahlreiche Türmchen- und Dosenuhren bekannter Uhrmacher der ausgehenden Renaissancezeit und des Frühbarocks (Abb. 2 und 3) – gefertigt als Einzelstücke allesamt große Kunstwerke.

Da ist beispielsweise im zweiten der vier Räume eines der Prunkstücke und Prestigeobjekte der Sammlung, vor dem fast jeder Besucher lange und zurecht verharrt: eine inzwischen 397 Jahre alte, äußerst detailliert gravierte, vergoldete Halsuhr mit Stundenschlagwerk und Spindelhemmung; gebaut vermutlich in Frankreich (Abb. 4). Mit dem Jahr 1615 stammt sie aus einer Zeit, in der die spätere Uhrenregion Schwarzwald immerhin noch 25 Jahre vor sich hatte, bis seine Bewohner eine erste Holzuhr als Kopie metallener Werke aus längst etablierten Uhrenzentren, wie beispielsweise Straßburg oder Nürnberg, zusammenbauten.



Abb. 3: Um 1600 mit größter handwerklicher Kunst in Straßburg gefertigt wurde diese Türmchenuhr mit Schlagwerk: Einer der größten Schätze innerhalb der Hellmut-Kienzle-Sammlung.

Sammelleidenschaft war eines der Merkmale von Hellmut Kienzle. Er nutzte seine immer größer werdende Sammlung aber auch gezielt, um Kunden zu beeindrucken und letztlich Aufträge zu erhalten. Das im Schwenninger Heimat- und Uhrenmuseum ausgestellte, inzwischen auch schon ein halbes Jahrhundert alte Gästebuch der Kienzle Apparate GmbH zeugt davon, aus wie vielen Ländern Unternehmensvertreter in die Neckarstadt anreisten. Kienzle bewies neben Geschmack und Hingabe an das Produkt Uhr auch finanzielle Stärke: „Mit diesem Unternehmen kann man Geschäfte machen, dieser Hersteller steht auf sicheren Beinen, wenn er sich solch eine Millionen schwere Sammlung leisten kann.“

Ähnliche Aussagen provozierten sogar schon vor mehreren Jahrhunderten die in der Sammlung enthaltenen Exponate: Wer fein ziselierte und vergoldete Uhren damals sein Eigen nennen konnte oder gar namhaften Uhrmachern in Auftrag gab, der bewies, zu den oberen Ständen zu gehören. Ein



Abb. 4: Auf die Minute kam es noch nicht so sehr an. Zumindest diese wunderschöne französische einzeigerige ovale Halsuhr mit vergoldetem Messinggehäuse aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zeigt sie noch nicht.

Großteil der damaligen Gesellschaft besaß keinerlei mechanische Zeitmesser und konnte neben einfachen Sonnenuhren maximal auf die zentrale Kirchturmuhre zurückgreifen.

In den 60er Jahren konnte die Kienzle Apparate GmbH als bedeutendster Uhrenhersteller Deutschlands auf die Qualität seiner produzierten Uhren und die damit verbundenen riesigen Stückzahlen mehr als stolz sein. Doch der Boom hielt nicht ewig an. Nachdem die Uhrenindustrie in den 70er Jahren durch Strukturwandel mit Billigkonkurrenz aus Fernost mehr und mehr in sich zusammenbrach, musste die ab Februar 1961 im Gebäude der heutigen städtischen Galerie nahe des Bahnhofs eröffnete Sammlung zur Stützung des Unternehmens verkauft werden. Leider reichte auch dies nicht aus, um Kienzle zu retten. Einer der für die Neckarstadt prägendsten Unternehmen ging seinem Ende entgegen. Mit diesem verloren hunderte Bürger ihren Arbeitsplatz. Kienzle als Hersteller, als Marke, als wichtiges zeitgeschichtliches Fenster ist

in Schwenningen aber noch immer präsent. In fast jeder Familie mit älteren Wurzeln innerhalb der Neckarstadt gibt es viele Erinnerungen durch einstige Mitarbeiter bei Kienzle.

Zur Stützung des Unternehmens Kienzle sollte die Sammlung 1974 verkauft werden. Zur strategischen Anhebung der Preise wurde hierzu auch angeblich großes ausländisches Interesse ins Verhandlungsspiel gebracht. Damit die wertvolle Sammlung keinesfalls ins Ausland gelangte, erwarb sie 1975 das Land Baden-Württemberg für acht Millionen DM und verbrachte sie nach Furtwangen – ein staatliches Museum im Landesbesitz, dessen Wurzeln als Lehrmittelsammlung auf die von Robert Gerwig gegründete Staatliche Uhrmacherschule 1850 zurückreichen. Richard Mühe, Professor an der in den 70er-Jahren noch so benannten Fachhochschule Furtwangen, war äußerst stolz, als Museumsleiter die wertvollen Uhren unter Auflagen in die von ihm betreute Sammlung im Oberen Bregtal integrieren zu können. Erst durch sie wurde die Sammlung zum „Deutschen Uhrenmuseum Furtwangen“, einer der bedeutendsten Uhrensammlungen der Welt. Ziel war bereits damals, Teile der Kienzle-Sammlung durchaus einst wieder in die Neckarstadt zurückzuführen, doch fanden sich hierfür lange keine passenden Räume. Noch relevanter waren allerdings für den Verbleib der Uhren in Furtwangen die dortigen hervorragenden konservatorischen Bedingungen. Die zum Teil mehr als 400 Jahre alten Eisenwerke erfordern vor allem eine konstant optimale Luftfeuchtigkeit. Diese konnte in Schwenningen nicht garantiert werden. Dennoch wurde 1982 ein spektakulärer Versuch unternommen, die Sammlung hier wieder zu zeigen: Die Exponate wurden ins Schwenninger Heimat- und Uhrenmuseum gebracht und dort in die bestehende Ausstellung integriert. Allerdings mit fatalen Folgen, da die Zeitmesser Schaden durch unzureichende raumklimatische Bedingungen nahmen. Die Uhren mussten einige Jahre später nach Furtwangen zurückgebracht werden.

Mit großem Aufwand konnten sie vom englischen Uhrenfachmann Ian D. Fowler restauriert werden. 2010 folgte ein weiterer und nunmehr

endgültiger Versuch, die Exponate wieder an ihren Ursprungsort zu verbringen. In vier, vom restlichen Heimat- und Uhrenmuseum der Stadt Villingen-Schwenningen abgetrennten, vollständig klimatisierten Räumen, konnten rund 150 Exponate der millionenschweren Sammlung integriert werden. Nach einigen Wochen gaben Fachleute Grünes Licht. Der weitere Anlauf zur langfristigen Ausstellung der Hellmut-Kienzle-Sammlung war nun erfolgreich.

Die Museumsleiter Anita Auer und Michael Hütt legten den Schwerpunkt der Präsentation weniger auf die technische Darstellung der Zeitmessung, als vielmehr auf eine kulturgeschichtliche. Angesichts des knappen städtischen Etats war das Museum dennoch auf Spender und Sponsoren angewiesen. Besonders der Schwenninger Michael Kopp und die Uhrenstiftung des Stuttgarters Werner Schmid sind hier zu nennen.

Von Hellmut Kienzle ebenfalls gesammelt wurden historische Schwarzwälder Uhren. Einige von



Abb. 5: Auch Schwarzwälder Uhren wurden von Hellmut Kienzle gesammelt: Hier eine Lackschilduhr als sogenannter Figurenautomat aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Mönch läutet jeweils zum Gebet.

ihnen sind ebenfalls ausgestellt (Abb. 5). „In höchster Präzision gefertigt, ganggenau, im Gebrauch unkompliziert, äußerst langlebig, modisch führend“ – solche Schlagwörter in der Hochzeit des weltweiten Absatzes der Kienzle-Uhren wurden diesen von deren Werbemanagern gerne verliehen. Kienzle suchte seinen Zeitmessern aus der Neckarstadt ein möglichst gutes Image zu verleihen. Die Attribute waren nicht falsch, viele der Zeitmesser aus Schweningen laufen auch heute noch problemlos. „Etwas klapprig, nicht allzu genau, mit mittlerer Präzision gefertigt“ – so könnte man die frühen Schwarzwälder Uhren aus dem 17. Jahrhundert bezeichnen. In der Beschreibung fehlt dann allerdings noch ein wichtiger Begriff: „unschlagbar günstig“.

Los ging es im Südschwarzwald mit dem später wirtschaftlich die Gegend so prägenden Uhrenbau zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Anders als die damals schon seit rund 300 Jahren existierenden metallenen Räderuhren nutzten die Schwarzwälder ein weitaus billigeres Material. Waren anfänglich fast alle Teile aus Holz (eine Ausnahme bildete beispielsweise das Gewicht – ein anfangs simpler Stein), importierten mit steigendem Absatzmarkt die Uhrmacher auch bald Metall, aus dem sie Zahnräder frästen und Achsen drehten. Gehäuse und die alles zusammenhaltenden sogenannten Platinen waren selbst im 19. Jahrhundert noch aus Holz. Eine wichtige Rolle spielte auch Glas. Eingesetzt wurde es bei Glocken und Gewichten.

Mit einem heutigen Begriff könnte man sagen, dass die Schwarzwalduhr schnell ein ganz großer Renner wurde: Bis zu ihrem Aufkommen konnten sich in Europa nur die höchsten Gesellschaftsschichten eine eigene mechanische Uhr leisten. In einem ganz anderen Sinne Renner waren freilich auch die Uhrenträger – sie vertrieben die Schwarzwälder Produkte in ferne Länder und legten dabei tausende Kilometer zurück. Angesichts des günstigen Preises und der ausreichenden Qualität schafften es die Holzuhren, die mechanische Uhr als Statussymbol vom Sockel zu stoßen und damit die Räderuhr zu demokratisieren. In der Produktion waren die Schwarzwälder übrigens durchaus auch recht fortschrittlich. So stellten sie bald arbeitsteilig ihr Produkt her und forcierten spätestens mit der sogenannten Lackschilduhr im 19. Jahrhundert eine frühe Form der Massenfertigung.

Geöffnet hat das städtische Heimat- und Uhrenmuseum am Schwenninger Muslenplatz, Kronenstraße 16, von Dienstag bis Samstag jeweils zwischen 13 bis 17 Uhr sowie am Sonntag und an Feiertagen von 11 bis 17 Uhr. Montags ist das Museum geschlossen.

Bürgermeister Zacharias Xaver Kegel und der Lehrgelderfonds

Ute Schulze

Am 9. August 1715 wurde Zacharias Xaver Kegel als Sohn von Meinrad Kegel und seiner Frau Maria Anna geb. Mayer aus Freiburg geboren. Wie auch sein Vater studierte Kegel in Freiburg kirchliches und weltliches Recht. Von 1742 bis 1750 hatte er das Amt des Stadtschreibers und Syndikus inne. Ab 1750 war er mehrfach Bürgermeister bzw. Altbürgermeister. Kegel war von 1757 bis zu seinem Tod am 28. Oktober 1778 Amtsbürgermeister von Villingen.¹ Es war eine politische Umbruchphase.

Die habsburgischen Verfassungs- und Verwaltungsreformen fanden auf drei Ebenen statt. Neben den Wiener Zentralbehörden wurden auch die Stellen der einzelnen Länder und die lokalen Gewalten erfasst. 1756 erhielten die städtischen Ämter neue Instruktionen vom Präsidenten der Regierung und Kammer, Anton Thadäus Freiherr von Sumeraw, so auch Zacharias Xaver Kegel als Amtsbürgermeister. Neben einem christlichen Lebenswandel und unverbrüchlicher Treue zum Haus Habsburg sollte der Bürgermeister der Landesherrschaft und der Stadt nützen und Schaden abwenden und in Rechtsfragen alle gleich behandeln. Ihm oblag die Führung des gesamten Gemeinwesens wirtschaftlich, politisch und rechtlich. Er berief die Ratssitzungen ein und leitete sie. Er musste die Verhandlungspunkte gewichten, vortragen und für einen geregelten Ablauf sorgen. Außerdem war er gehalten, Ratsmitglieder, die in einer Sache befangen waren, von der diesbezüglichen Sitzung und Abstimmung auszuschließen. Er öffnete die gesamte an die Stadt gerichtete Korrespondenz, legte sie den Gremien zur Beratung vor und sorgte für möglichst schnelle Beantwortung. Insgesamt sollten die wichtigen, unaufschiebbaren und älteren Vorgänge mit Vorrang behandelt und entschieden werden. Der Bürgermeister verwahrte die Stadtsiegel, nur wäh-

rend seiner Abwesenheit hatte dies der Schultheiß inne. Anzeigen aus der Bevölkerung, die anonym – aus dem sogenannten Abstand – vorgetragen wurden, hatte er in den Ratssitzungen unparteiisch vorzutragen und zur Entscheidung zu bringen. Amtsbürgermeister und Amtsschultheiß hatten qua Amt für die Betreuung der Waisen und nicht rechtsfähigen Personen zu sorgen und ihnen Vormünder zu bestellen. Der Bürgermeister hatte streng darauf zu sehen, dass verdächtiges und lästiges Gesindel, Marktschreier, Quacksalber, Seiltänzer, Komödianten und Marionetten etc. nicht in die Stadt eingelassen wurden. In schwerwiegenden Fällen soll er aber verpflichtet sein, öffentliche und politische Vorfälle vor der Deputation vortragen und dort verhandeln zu lassen. Darüber hinaus hatte er die Oberaufsicht über die nachgeordneten Stadtämter, deren Besetzung und Amtsführung. In der revidierten Fassung wurden der Geschäftsgang der Gremien und vor allem das städtische Rechnungswesen präzisiert.²

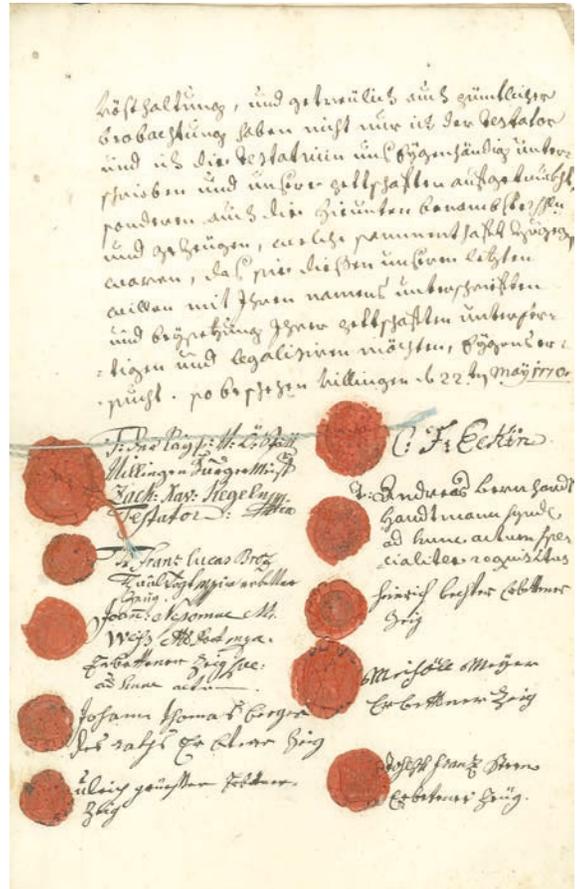
In Villingen kam es zu erheblichen Verfassungskonflikten. 1757 führte Kreisamtmann Christoph Anton von Schauenburg „ohne Vorwissen der Bürgerschaft“³ eine neue Magistratsverfassung ein. Mit ihr wurde der jährliche Wechsel der Amtsleute eingestellt und eine neue Struktur geschaffen. Die Zünfte wurden weitgehend ausgeschlossen, was zu starkem Widerstand führte.⁴

Die am 6. Februar 1747 geschlossene Ehe von Zacharias Xaver Kegel und Clara Franziska Egg, Tochter des Freiburger Bürgermeisters Philipp Jakob Egg, blieb kinderlos. In ihrem gemeinsamen Testament vom 22. Mai 1770 bedachte das Paar auch kirchliche und städtische Einrichtungen. Bereits wenige Wochen später verstarb Maria Anna Kegel am 12. Juni 1770. Da die Familie des Bürgermeisters zu den angesehenen Geschlechtern der Stadt gehörte, verwundert es nicht, dass sie eine

Grablege im Franziskanerkloster hatte. Der erste Punkt des Testaments bestimmte daher auch: Wenn einer der Ehepartner starb, sollte der Überlebende den Verstorbenen im Franziskanerkloster in der Grabstätte der Familie Kegel am Ölbergsaltar beisetzen lassen. Dort sollten Gedächtnismessen gelesen werden. Eine arme Frau soll zusätzlich täglich ein Jahr lang einen Psalm beten. Dafür soll sie an jedem Samstag 30 Kreuzer erhalten.

Die Eheleute waren durchaus wohlhabend, wie die einzelnen Positionen im Testament belegen. Neben 1000 Gulden für einen Ornat, der für das Münster angefertigt und mit dem Wappen der Stifter versehen werden sollte, ging eine gleich hohe Summe dem Spital zur Anlage in einem öffentlichen Fonds zu (Punkt 5). Die Zinsen sollten für die Ausbildung von Waisenkindern verwendet werden. 500 Gulden waren für die Herstellung eines Marienaltars im Franziskaner vorgesehen. 600 Gulden sollten nach dem Tod beider Ehepartner der Stadt übertragen werden. Auch diese Summe sollte als sicheres Kapital in einem öffentlichen Fonds angelegt und dazu benutzt werden, jene, die Kegel dienstlich nicht korrekt behandelt haben könnte, zu entschädigen. 2000 Gulden aber sollte der Magistrat in öffentlichen Fonds anlegen, um aus den Zinsen die wirklich Armen der Stadt zu unterstützen. Alle weiteren Bestimmungen betreffen die Angehörigen Clara Franziska Kegels. Aber auch die Dienstboten wurden nicht vergessen. Die Köchin Catharina Schmid sollte für ihre treuen Dienste neben einem guten Bett und zwei Bettgarnituren die besten Hemden und Strümpfe, den Alltagsgranatschmuck sowie den Jerusalemer Rosenkranz mit versilbertem Kreuz sowie 500 Gulden erhalten. Der Bedienstete Johann Dirmer sollte auch für treue Dienste nach dem Tod beider Eheleute die bei der Ziegelhütte gelegenen 3 Viertel Wiese erhalten und wie die beiden Dienstmägde, Elisabeth Wagner und Maria Walter, einen doppelten Jahreslohn. Die beiden Letztgenannten erhielten beide je ein Kleid. Das Testament ist mit den Siegeln Kegels, seiner Gattin sowie der acht Zeugen versehen.⁵

Der im Testament unter 5. genannte Ornat kostete schließlich 964 Gulden. Die sich im Einzelnen wie folgt aufteilten: Die Firma Gebrüder



Besiegelung des Testaments, SAVS Best. 2.3 Nr. 1674.

Boisier in Konstanz lieferte für 784 Gulden Borten, Taft und Quasten. Die Priorin der Vetersammlung Maria Josepha Hautin erhielt 121 Gulden für Lohn und Wappenstickerei. Der Goldschmied Johann Gottlieb Otto erhielt 56 Gulden für eine dreiteilige Chormantelschließe mit gegossenen Ornamenten und zwei Wappen. Die Schließe zeigt in der Mitte das florale Ornament und zu beiden Seiten die Wappen Kegels und seiner Frau. Diese sind auch, wenn gleich stark beschädigt, als Siegelbilder auf dem Testament zu finden.⁶

Wie wurden nun die Lehrgelder vergeben? Die Ratsprotokolle geben darüber Auskunft, denn der Rat der Stadt hatte hier die Entscheidung zu treffen. Am 28. Februar 1782 z. B. beschloss das Gremium, dem Joseph Hüner 25 Gulden aus der Stiftung abzugeben, damit er dem in der Lehre stehenden Waisen Joseph Görlacher die Kost für ein

Jahr stellte. Am 8. November 1782 wurden dem armen Waisen Peregrin Görlacher, welcher bei Franz Schleicher den Beruf des Säcklers erlernte, ein Lehrgeld in Höhe von 35 Gulden zugestanden. Michael Neugart bat für seinen jüngeren Sohn Martin um einen Beitrag zum Erlernen des Schreinerhandwerks. Der Rat entschied am 6. November mit Stimmenmehrheit ihm 10 Gulden zu gewähren. Am 12. März 1797 verhandelte der Rat die Bitte Fidel Weißhaupts, seinen Sohn, der in Donaueschingen zum Schreiner ausgebildet werden wollte, um Unterstützung. Es wurden 40 Gulden, die Hälfte des Lehrgelds, gebilligt mit der Begründung, der Sohn habe sich in der Zeichnungskunst bekanntermaßen außerordentlich hervorgetan, was darauf schließen ließe, dass er ein nützlicher Bürger werden würde.

Für das 19. Jahrhundert liegen auch schriftlich an den Magistrat gerichtet Petitionen vor. Diese wurden dann wie schon im 18. Jahrhundert im Rat behandelt. Während die Anträge in separaten Akten abgelegt sind, findet man die Bewilligungen als Beilagen bei der Rechnung.⁷ Für 1822 ist auch die Unterstützung eines Mädchens belegt. Agatha Zimmermann kam in den Genuss einer in ihrer Höhe leider nicht bekannten Zahlung.⁸ Sie war wie auch Gertruda Becht, die mit ihr zusammen den Antrag stellte, in die Nähsschule aufgenommen worden. Dies war aber eine Ausnahme. In der Regel ging es darum, Jungen eine Handwerkslehre zu ermöglichen. Aber auch die bereits begonnene Lehrerausbildung von Baptist Mohr am Seminar in Rastatt förderte man 1812 mit 25 Gulden. Er musste 120 Gulden jährlich aufbringen und brauchte noch ein Jahr bis zum Abschluss. Baptist Ummerhofer stand schon im Studium an der großherzoglichen Tierarzneischule in Karlsruhe, als sein Vater 1824 um ein Stipendium ansuchte. Es wurde auch gewährt. Leider ist nicht vermerkt, wie hoch die Geldsumme war.⁹

Auch im 20. Jahrhundert unterstützte die Kegelsche Stiftung noch Ausbildungen.

Am 18. Januar 1904 richtete z.B. Sattler August Neukum ein Gesuch an den Gemeinderat zur Unterstützung seines Sohnes Robert, der in Karlsruhe die Kunstgewerbeschule besuchte. Ihm

wurden 50 Mark aus dem Lehrgelderfonds bewilligt. Es handelt sich übrigens um den später bekannten Modelleur und Bildhauer Robert Neukum.¹⁰ Noch in den 1930er Jahren konnte man Fördergelder vergeben. So wurden im Rechnungsjahr 1933/34 200 Mark für Lehrgelder bewilligt. Wobei das Rechnungsamt mit Schreiben vom 15.03.1934 ersuchte, „im Benehmen mit dem Fürsorgeamt über die Verwendung des Betrages von 200,- RM eine Entschließung des Stadtrats herbeizuführen.“ Am 11. Juli 1934 erfolgte der genannte Beschluss. Am 28. August erfahren wir, dass der Betrag für den Lehrling Fritz Pipo verwendet werden sollte. „Pipo wurde im Waisenhaus aufgezogen. Er befindet sich bei Landwirt Aug. Weber in Barga zur Erlernung der Landwirtschaft. Den letzten Winter war P. in der landw. Meisterschule in Mosbach + besucht solche auch diesen Winter wieder.“¹¹

Das unter Punkt 5 im Testament bezeichnete Legat erhielt über die Jahre einige Zustiftungen und wurde bis 1924 als eigenständiger Fonds unter Aufsicht des Magistrats verwaltet. Es bürgerte sich neben „Bürgermeister Kegelsche Stiftung“ nach und nach die Bezeichnung Lehrgelderfonds ein. Im 19. Jahrhundert setzte sich die „Stiftungsbehörde“ zunächst aus dem jeweiligen Oberamtmann und Stadtpfarrer, dem Bürgermeister, zunächst fünf später bis zu zehn Stadträten sowie einem Aktuar (Schreiber) zusammen. Ab 1862 war der Oberamtmann nicht mehr vertreten. Mit Erlass des Innenministeriums vom 9. Mai und 12. Oktober 1870 wurden alle weltlichen Stiftungen, also auch der Lehrgelderfonds, dem Gemeinderat unterstellt. Der Stadtpfarrer schied aus dem Aufsichtsgremium aus.¹² Die Zinsen wurden für den angegebenen Zweck der Ausbildungsförderung verwendet. Zunächst standen hier 50 Gulden zur Verfügung. Das Kapital der Stiftung bestand schließlich laut „Darstellung über die Entstehung und die Zweckbestimmung der Stiftung“¹³ aus folgenden Beträgen:

1. 1000 Gulden von Kegel bis 1831 beim Spital angelegt 1714,29 Mark
2. anonyme Zustiftung 1831 von 490 Gulden mit Zinsersparnis von 10 Gulden = 500 Gulden zusammen 857,14 Mark

3. 6. Juli 1840 anonym 200 Gulden gestiftet = 342,86 Mark
 4. 6. März 1851 von Altlammwirt Josef Weißer 450 Gulden = 771,43 Mark
 5. 1856 Elisabeth Kingler 200 fl = 342,86 Mark
 6. 1863/64 aus der aufgelösten Schneider- und Schusterzunft 509,32 fl = 873,48 Mark
 7. 1863 Magdalene Hirt geb. Fuhrer, Witwe des Schmieds Anton Hirt, 300 Gulden = 514,29 Mark
 8. 11. Nov. 1869 Kaufmann Otto übergab „im Namen der bestandenen Theatergesellschaft“ 54,36 Gulden = 93,60 Mark
 9. 1874 Kaufmann Fridolin Butta „Bad. Partialobligation vom 4. April 1862“ 500 Gulden = 857,14 Mark
 10. 1890 „Bei Verteilung des Vermögens der aufgelösten Krankenanstalt Villingen fiel dem Lehrgelderfonds das Weißer'sche Legat mit Mark 771,43 nebst 4 % Zins vom 1. Novemb. 1888 bis 1. September 1891 mit 87,40 = Mark 858,83 zu.“
 11. 1891 Weinhändler Rudolf Kienzler stiftete testamentarisch 2000 Mark.
 12. 16. Feb. 1906 erfolgte ebenfalls eine testamentarische Zustiftung seitens Josefa Zeller, ledig, in Höhe von 500 Mark abzüglich 30 Mark Erbschaftssteuer = 470 Mark
- Das Gesamtkapital des Fonds betrug also 9.695,92 Mark.

Auch nach 1924 wurden die Kapitalien der weltlichen Stiftungen, die nunmehr zusammen verwaltet wurden, separat in den Rechnungen ausgewiesen. Diese waren: Armenfonds, der bis 1914 von 20 Personen gestiftet worden war; die Bichweilersche Stiftung, die Wilhelm Bichweiler 1916 errichtet hatte, die 1905 von Franz Hagmann ins Leben gerufene Hagmannsche Stiftung, der Gewerbeschulffonds, dessen Stifter Albert Dold und Heinrich Dold waren, die Handtmannsche Stiftung des Dr. Josef Handtmann, der Höhere Bürgerschulffonds, der u. a. mit Bürgermeister Laufer von Obereschach verbunden ist, der Lehrgelderfonds, die Dr. Adalbert Mayersche Stiftung von 1889. 1949 schließlich wurden diese durch die Umwertung am 21. Juni 1948 insgesamt auf

2844,13 DM zusammengeschmolzenen weltlichen Stiftungen aufgelöst und das restliche Vermögen dem Spitalfonds übergeben. Diese Entscheidung traf man in der Gemeinderatssitzung vom 13. Januar 1949. Das Hauptargument seitens des Rechnungsamtes war die Ersparnis von Verwaltungsarbeiten, „da der Stiftungszweck nicht mehr erfüllt werden könne“. Vom Lehrgelderfonds waren noch 291,98 DM übrig.¹⁴ Damit endete der 1770 gestiftete Fonds endgültig.

Anmerkungen:

- ¹ Angaben zu den Bürgermeisterjahren aus der Personenkartei von Gustav Walzer (SAVS Best. 2.42.4) und Best. 2.1.
- ² Best. 2.2 Nr. 1685 Nr. 4: besiegelte Ausfertigung, vgl. Best. 2.1 P 49a (2677).
- ³ Best. 2.1 LL 1 (3212): Übersicht über die Ratsverfassungen 1324-1787.
- ⁴ Der Konflikt, der sich noch bis 1790 hinzog, soll hier nicht im Einzelnen betrachtet werden. Vgl. dazu: Nepomuk Schleicher: Die frühere Rathsverfassung der Stadt Villingen und der Kampf der Schnabuliner, Mordiner und Finkenreiter um das Stadtre Regiment, Konstanz 1873. Er nennt, da dem Archiv nur wenig zu entnehmen sei, Privatunterlagen der Bürger als seine Quelle, S. IV. S. auch: Die Ratsverfassung der Stadt Villingen, bearb. v. Josef Fuchs, Villingen 1972, S. 75 ff.
- ⁵ Alle Angaben aus Best. 2.3 Nr. 1674.
- ⁶ aus: Josef Fuchs (Hg.): Das Pfründarchiv, Villingen-Schwenningen, 1982, Regest zu U 29 (Original nicht mehr im Stadtarchiv vorhanden), S. 237; s. auch: Wilhelm Kling: Das Kunsthandwerk in Villingen, in: Badische Heimat 8 (1921), Abb. S. 119, Text S. 130. Zur Vetttersammlung s. Edith Boewe-Koob: Die Vetttersammlung in Villingen. Unter Berücksichtigung der Konvente, die der Augustiner-Regel unterstellt waren, in: Schriften der Baar 47 (2004), S. 28-50.
- ⁷ SAVS Best. 2.3 Nr. 1675: Unterstützungen Einzelfälle 1812-1848, 1859, Nr. 1684 und 1685 Bewilligung von Lehrgeldern 1866-1916, Nr. 1380-1403, 1678 und 2598-2601: Rechnungen 1836-1924, Best. 2.1 Nr. 2598 (NN 7): Rechnungen 1781-1792 mit Lücken.
- ⁸ SAVS Best. 2.3 Nr. 1675.
- ⁹ SAVS Best. 2.3 Nr. 1675.
- ¹⁰ Robert Neukum wurde zum 21.11.1907 als Bürger aufgenommen (SAVS Best. 2.2 Nr. 4164). Zu seiner Person s. auch: Hans Brüstle: Robert Neukum. Ein Villingener Bildhauer und Schnitzer, in: Ekkehard Jahrbuch für das Badener Land (1969), S. 139-148.
- ¹¹ SAVS Best. 2.3 Nr. 2603, s. auch Best. 2.3 Nr. 1683.
- ¹² Rechnungen SAVS Best. 2.3 Nr. 1381, 1382, 1388, 1390. In der Einleitung ist jeweils die Liste der Amtsträger verzeichnet.
- ¹³ SAVS Best. 2.3 Nr. 2603.
- ¹⁴ S. Stadtratsprotokoll vom 13.01.1949, S. 3-5. Einige Räte hatten zunächst Einspruch erhoben, besonders wegen Dr. Adalbert Mayer, dessen Stiftung mit 1364,01 DM die größte Einzelmasse ausmachte. Vgl. [Sutter, O. E.]: Die Ortsarmenstiftungen in Villingen. Ihre Entstehung und ihre Verwendung, in: Südkurier 18.01.1949 (Heimatkurier).

Villinger Glocken in aller Welt

Meisterwerke des Glockengießerhandwerks

Gerhard Hauser
Hermann Colli

Die Glocken des knapp vier Jahrhunderte in der Zähringerstadt ansässigen Unternehmens Grüninger befinden sich in aller Herren Länder. Allerdings sind kaum Exemplare in Villingen erhalten geblieben: Sie wurden ein- oder umgeschmolzen und haben Kriege nicht überstanden. Dennoch oder vielleicht gerade deswegen besitzen für zahlreiche Villinger Grüninger-Glocken einen magischen Klang. Umso erfreuter sind Urlauber aus dem Schwarzwald, wenn sie in Finnland auf das Glockenmuseum Vaskikello (was Bronze- oder Messingglocke bedeutet) stoßen¹. Dort am Rande eines Wäldchens sind heute 1000 Glocken zu sehen, unter anderem ein prächtiges Einzelstück der Grüninger-Dynastie. Wir haben im Jahreshaft „Villingen im Wandel der Zeit“, Jahrgang 2012, kurz darüber berichtet. Zum Teil wurden die Exemplare an das Glockenmuseum verkauft wie die mit acht Tonnen größte Glocke Finnlands, die ursprünglich im thüringischen Apolda gegossen wurde und aus Deutschland unter der Bedingung abgegeben wurde, dass sie mit Ehrfurcht behandelt und ausgestellt werde².

Wie allerdings eine Glocke der Grüninger-Gießerei in den hohen Norden kam, gibt noch Rätsel auf. Auf dieser Glocke sind die Worte „Zum Andenken an sein Kind gestiftet, 1912 im Weltkrieg eingeschmolzen, durch milde Gaben neu



*Diese Grüninger-Glocke fotografierte die Villingerin Kitty van der Cruijsen in Finnland während einer Urlaubsreise. Dort hängt das Exemplar im Glockenmuseum Vaskikello.
Bild: van der Cruijsen*

gegossen“ eingraviert. Unter der Abbildung einer Figur befindet sich der Spruch: „Agnesglöcklein den Kindern geweiht, Kunde den Frühling der Ewigkeit.“ Am unteren Rand dann die Inschrift „Benjamin Grüninger Söhne in Villingen 1924“. Handelte es sich um eine Auftragsarbeit, wo hing die Glocke ursprünglich? Diese Fragen kann auch

der Karlsruher Glockenexperte Kurt Kramer nicht beantworten. Er verweist aber darauf, dass es in Hamburg einen sogenannten Glockenfriedhof gab. Dort lagerten während des Zweiten Weltkriegs die Exemplare, die für die Rüstungsindustrie eingeschmolzen werden sollten. Nach Kriegsende wurden die verschonten Teile in die Heimatgemeinden zurückgebracht. Wenn dies nicht möglich gewesen sei oder die Eigentümer die Glocken nicht zurückforderten, konnten Sammler in aller Welt zuschlagen. So entstand ein Glockenmuseum in Südamerika und eventuell fand auf diese Weise auch die Grüninger-Glocke ihren Weg nach Finnland.

Besucher schwärmen jedenfalls vom vollen dunklen Klang der Glocke. Mit ihr gelangte ein Exemplar nach Nordeuropa, das aus der Blütezeit des Unternehmens zu Beginn des 20. Jahrhunderts stammte. Damals war die Glockengießerei, die 1580 von einem Hans Raebli (Reble) gegründet worden war, bereits über 300 Jahre alt. Der Betrieb befand sich wegen der enormen Brandgefahr immer in der Nähe der inneren Ringmauer, zunächst im Bereich der Käferburg, ab 1672 auf einem Areal der Johanniter (ehemals Landratsamt, heute Seniorenresidenz), dann im Bereich des „Glockehisli“, einem bastionsartigen früheren Pulverrondell hinter dem Gymnasium am Romäusring. 1924 zog der Betrieb, der seit 1645 durch Heirat den Namen Grüninger erhielt, ins Goldenbühl, wo das Gebäude heute noch als Teil der Alugießerei steht. Nach dem Zweiten Weltkrieg wechselte das Unternehmen dann nach Neu-Ulm, wo es in den fünfziger Jahren den Betrieb einstellte.³

Bis 1930 goss das Unternehmen rund 2000 Glocken, die nicht nur nach Deutschland geliefert wurden. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts waren die Grüningers „global tätig“, schätzt der Leiter des Villingener Franziskanermuseums, Michael Hütt, die Bedeutung des Betriebs ein. So seien 1905 drei Glocken mit 4186, 1816 und 875 Kilogramm nach Mexiko Stadt verschifft worden. Dieser Auftrag wurde zusammen mit der Turmuhrenfabrik Schneider ausgeführt. Allerdings sei diese Order außergewöhnlich gewesen, teilt das heute noch exi-

stierende Schonacher Unternehmen mit. Die Glocken läuten noch heute in der Kathedrale der mexikanischen Hauptstadt. Sie sind aber offensichtlich in keinem guten Zustand.

Die meisten Abnehmer für seine Produkte fand Grüninger jedoch in Süddeutschland. Hier hingen viele Grüninger-Exemplare in den Glockentürmen, gerade auch in Villingen. Das 1909 vom Unternehmen Grüninger gegossene neue Münsterergeläut war von so bestechender Qualität, dass es im Ersten Weltkrieg nicht eingeschmolzen wurde. Der Großteil der Glocken überstand aber den Zweiten Weltkrieg nicht, nur das kleinste Stück, die Franciscus-Seraphinus-Glocke, auf der ein Abbild des Heiligen Franziskus eingraviert worden war, blieb den Villingern erhalten. 2006 kehrte sie als eine von 51 ins Glockenspiel des Münsters zurück.



Die vier größten Glocken des Münsters aus dem Geläut der Glockengießerei Grüninger, die nach der Renovation des Münsters von 1906 bis 1909, am 13. Juni 1909 geweiht wurden. 1942 beschlagnahmte die Nazi-Regierung die Glocken, um sie für Waffen umzuschmelzen.



Alle sieben Glocken des Geläuts, das nach der Münster-Renovation angeschafft wurde, wie sie zur Glockenweihe am 13. Juni 1909 vor dem Gotteshaus aufgehängt waren. Interessant sind die handschriftlichen Eintragungen mit Namen und Gewicht der Glocken. Manfred Hildebrandt hat diese historische Postkarte gesammelt und in seinem Buch „Villingen auf alten Ansichten“ veröffentlicht.

Auch die beiden anderen Grüninger-Glocken des Franziskanermuseums befinden sich im Münster.

In Riethem sowie in der Villingener Johanneskirche wurden ebenfalls alle Glocken, außer der kleinsten, konfisziert. Dies war auch in Tannheim der Fall. In dem Villingener Stadtbezirk hängt aber dennoch noch ein volles Geläut. Woran das liegt? Bereits im Jahre 1949, kurz nach der Währungsreform, stellte die Gemeinde Tannheim 10000 Mark für neue Glocken zur Verfügung. Die wurden am 14. Juni 1950 von der Firma Grüninger gegossen, die 1948 nach Straß bei Ulm umgezogen war, nachdem in Villingen die französische Zivilregierung dem Unternehmen offensichtlich keine Betriebsgenehmigung mehr erteilt hatte. Die Weihe erfolgte am 23. August 1950. Das neue Geläut wurde in den Tönen f, as und b gestimmt, die zur vorhanden Glocke mit einer c-Stimmung passte. Die größte davon hat einen Durchmesser von 118 Zentimetern und wiegt eine Tonne. Auf ihr ist ein Bild der Dreifaltigkeit eingraviert. Die zweite Glocke trägt ein Bild der Muttergottes mit Jesuskind und die dritte das Bild des heiligen Michael. Die kleinste Glocke aus dem Jahr 1900 schmückt der heilige Josef. Allerdings hatte das Unternehmen in den fünfziger Jahren seine beste Zeit bereits hinter sich.

Aber nicht nur die Glockengießerei wurde bei der Firma Grüninger betrieben. So wurden auch

Handspritzen für die Feuerwehr gegossen. Noch heute ist ein Exemplar im Tannheimer Heimatmuseum zu sehen.⁴



Das Unternehmen Grüninger produzierte nicht nur Glocken: Eine Kübelspritze wird von Helmut Neiningen im Tannheimer Heimatmuseum besonders gepflegt. Bild: Murr



Güningers Grab auf dem Villingener Friedhof.

Ehernes Zeugnis auf Grüningers Grab

Ein markantes Zeugnis der Glockengießerkunft findet man noch heute auf dem Villingener Friedhof. Das Grab der Grüningers zierte eine Glocke, die das Andenken an den Meister der Glockengießerkunst und hoch geschätzten Villingener Bürger wach halten soll. Diese Glocke verkündet eine Botschaft, die bis in unsere Zeit reicht.



Portrait von Benjamin Grüninger auf der Glocke, die seinen Grabstein auf dem Villingener Friedhof zierte.

Auf der Grabtafel am Sandsteinsockel der Glocke steht schlicht:

Hier ruht in Gottes Frieden

Benjamin Grüninger

Glockengießereibesitzer

geboren: 30. April 1873

gestorben: 8. Februar 1927

Anna Grüninger geb. Roth

geboren: 22. Dezember 1873

gestorben: 21. März 1935.

Die Inschrift der Glocke, die mit einem Medaillon mit einem Portrait des Verstorbenen geschmückt ist, lautet:

*„Was Deine Meisterhand uns schuf
erwarb der Bürger Dank in Stadt und Land.
Dir aber sei der ehernen Glocke Ruf,
ein Gruß zur ew'gen Heimat nachgesandt“.*

Auf der Rückseite eine Bitte des Verstorbenen:

*Ich bitte um die Gebete aller derjenigen,
die mich im Leben gekannt und geliebt haben.*

Darunter ist zu lesen:

*Mein Jesus Barmherzigkeit
Barmherziger Jesus gib ihm die ewige Ruhe.*

Anmerkungen:

¹ Zum Beispiel SÜDKURIER, 1. September 1999, 4. August 2012 oder Geschichts- und Heimatverein, Jahrgang XXXV, 2012,

² Siehe Internetseite www.vaskikello.fi

³ Die Geschichte der Grüningers in Villingen: Hermann Preiser, Jahresheft 9, Geschichts- und Heimatverein, 1984/85

⁴ SÜDKURIER, 8. August 2012

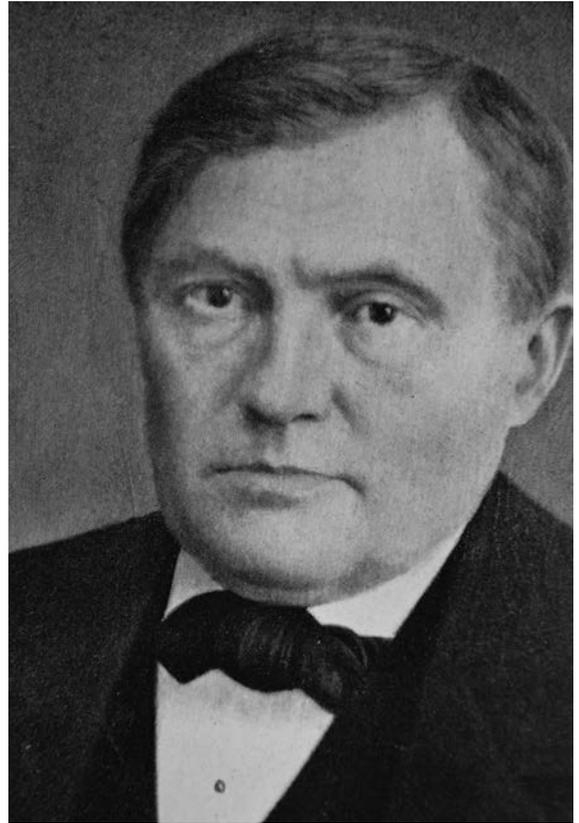
195 Jahre Firmengeschichte Görlacher

Familiengeschichte ist auch ein Stück Stadtgeschichte

Marga Schubert

Vor 195 Jahren, anno 1817, gründete Schlossermeister Ignaz Görlacher eine kleine Werkstatt an der Bickenstraße in Villingen, die im Laufe der kommenden fast 200 Jahre über Generationen hinweg bis heute in Villingen Erfolgsgeschichte schreiben sollte.

Nach seinem frühen Tod übernahm der zweitjüngste Sohn Fridolin die väterliche Werkstatt. Das Vorhaben des jungen Meisters, durch Vergrößerung eine breitere Existenzgrundlage zu schaffen, fand jedoch bei Mutter und Geschwistern wenig Anklang. Er zog die Konsequenzen und erwarb das Anwesen des ehemaligen Metzgers Held an der Oberen Straße. Er richtete dort eine neue Werkstatt mit Wohnung ein und schuf damit den neuen Ausgangspunkt der handwerklichen Familientradition. Der zweitjüngste Sohn seiner fünf Kinder, nach dem Großvater Ignaz getauft, kam nach Gesellenjahren in der Fremde im Alter von 23 Jahren zurück, um sich mit seiner ganzen jugendlichen Schaffenskraft dem Ausbau des väterlichen Geschäftes zu widmen. Aus der Werkstatt an der Oberen Straße wurde ein Ladenraum, die Werkstatt selbst erweitert und in den rückwärtigen Gebäudeteil verlegt. Bald sah man im Laden die ersten Fahrräder, Öfen und Herde ausgestellt. Der Schlosserei wurde eine Mechanikerwerkstatt angegliedert. 1894 übernahm Ignaz Görlacher II als Chef der dritten Generation nach dem Tod des Vaters endgültig das Geschäft und heiratete die Tochter des Villingener Metzgermeisters Bär. Das Ehepaar hatte drei Kinder, Sohn Fridolin und die Töchter Maria und Gertrud. Ignaz Görlacher gehörte als angesehener Handwerks- und Handelsmann auch dem Bürgerausschuss an, war Vorstand in verschiedenen Berufsorganisationen, Mitglied der Handwerkskammer Konstanz, gehörte dem Badischen Landtag an und war auch Villingener Feuerwehrkommandant.



Fridolin Görlacher, Sohn des Firmengründers Schlossermeister Ignaz Görlacher.

Mit finanzieller Hilfe des Schwiegervaters, der sich sehr aufgeschlossen zeigte für die Pläne seines ebenso ideenreichen wie unternehmungsfreudigen Schwiegersohnes wurde der Weg für den weiteren Aufstieg geebnet. Das südlich anstoßende Haus des Altrabenwirtes Hall wurde gekauft und umgebaut. Wenige Jahre später kam das Haus des Glasers Fürst an der Bärengasse hinzu, und es entstand nach Umbauten ein zusammenhängender Gebäudekomplex zwischen Obere Straße und Bärengasse. In diese Zeit fallen auch die Anfänge der späteren Görlacher'schen Eisenhandlung.

Um die Jahrhundertwende währte es nicht lange, dass der Villingener Jugend in der Oberen Straße bei Görlacher bereits die ersten Motorräder vorgeführt wurden. Zwangsläufige Folge war der Vertrieb von Automobilen mit der Folge an Arbeiten für Reparatur, Pflege und Wartung der Fahrzeuge. Ein kleiner Stamm tüchtiger Mechaniker und Hilfskräfte wurde herangebildet. Der Krieg 1914/18 brachte zwar große Einschnitte, Nachkriegsjahre und Inflation mussten überwunden werden. Doch mit dem späteren wirtschaftlichen Aufschwung wurden die Betriebsräume in der Innenstadt bald zu klein und Görlacher baute an der Mönchweiler Straße eine geräumige Werkhalle und eine Autoreparaturwerkstatt, sowie Lager und Büroräume.

Ignaz Görlacher II starb 1926 mit erst 60 Jahren und Sohn Fridolin II übernahm nun als Chef der 4. Generation sein Lebenswerk. Träger der Firma war zunächst die Erbgemeinschaft aus Witwe Maria, Sohn Fridolin und den beiden Töchtern Maria und Gertrud. Durch die Ehe von Maria Görlacher mit Karl Kissendorfer aus Oberndorf 1931 war der Schwager als Leiter der kaufmännischen Abteilung in die Unternehmensführung mit eingetreten, übernahm später die Anteile seiner Ehefrau als Mitinhaber, übernahm nach dem Tode von Fridolin Görlacher II die komplette Geschäftsführung. 1937 wurde aus der Firma eine OHG, 1959 dann eine KG.

Am Weißen Sonntag des Jahres 1936 fiel das Geschäftshaus an der Oberen Straße einem Brand zum Opfer. Der moderne Neubau wurde bereits im Frühjahr 1937 bezogen. Als zum ersten Mal im neuen geräumigen Verkaufsraum an der Oberen Straße ein Mercedes-Cabriolet ausgestellt war, ging diese Neuigkeit wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Viele Neugierige belagerten das Schaufenster. Bereits 1936 schloss Görlacher den ersten Vertretervertrag mit der Daimler-Benz AG ab und arbeitete viele Jahrzehnte mit dem Unternehmen.

Die gute Zeit wurde durch den Zweiten Weltkrieg jäh unterbrochen. Das Stahlbauwerk musste unter Einsatz von Fremdarbeitern auf die serienmäßige Fertigung von Waggonbauteilen



Das Haus Görlacher vor dem Brand am Weißen Sonntag 1936.

umgestellt werden. Das Autoreparaturwerk arbeitete während des Krieges ausschließlich für den Heereskraftfahrzeugpark. Nach äußerst schwierigen Jahren lebte nach der Währungsreform auch der Betrieb in den Görlacher-Unternehmen wieder auf und eine starke Aufstiegsepoche begann. Als 1949 auch die Daimler-Benz-Werke die Produktion wieder aufnahmen, lief auch der Autohandel und die Autowerkstatt wieder stark an.

1953 erwarb die Firma Görlacher den Brandplatz des früheren landwirtschaftlichen Anwesens Dold und Glatz an der Bärengasse und baute ein stattliches Wohn- und Geschäftshaus. Im Erdgeschoss wurde ein Ausstellungs- und Lagerraum für Haushaltsgeräte eingerichtet, in den drei Obergeschossen wurden Wohnungen für Belegschaftsangehörige eingerichtet. Neben diesem Gebäude entstand eine Großgarage, die heute noch genutzt wird.



Ein Idyll in der Bärensasse, wo sich der Hintereingang der Firma Görlacher befand. Der Torbogen besteht noch heute.

Die nächsten Jahre waren von rasantem Wachstum und immer neu hinzukommenden Aufgaben im Stahl- und Leichtmetallbau geprägt. Nachdem 1957 an der Schelmengäß ein Wohn- und Bürogebäude mit Auto-Ausstellungsraum errichtet und die Reparaturwerkstätte für Personenkraftwagen erweitert war, mussten im Laufe der folgenden Jahre weitere Neu- und Erweiterungsbauten geschaffen werden, unter anderem auch eine neue Lkw-Werkstätte. Ebenso entstand in den Jahren 1962/63 aufgrund der neuen Bautendenzen auch eine moderne Fertigungs- und Montagehalle für Stahlkonstruktion an der Rosswette, die bis 2003 von Helmut Görlacher betrieben wurde.

1965 entstand im neuen Industriegebiet „Ifänge“ ein moderner Betrieb für Leichtstahlbau und die Herstellung von Stahlmöbeln für moderne Büromaschinen. Für diesen Betrieb hat als Vertreter der fünften Generation der Görlachers,

Ignaz Görlacher jun. – im Freundes- und Familienkreis jedoch Fritz genannt – die Verantwortung übernommen. Auch in der Abteilung Eisenhandlung begann eine neue Zeit des Wiederaufbaus mit tausenden von Artikeln für den industriellen, handwerklichen und privaten Bedarf.

So hat sich aus der ehemaligen kleinen Schlosserwerkstatt von anno 1817 im Verlauf von fünf Generationen bei wechselvollen Schicksalen das Haus Görlacher zu einem namhaften Handwerks-, Handels- und Fabrikationsbetrieb entwickelt, das 1967 zum 150-jährigen Bestehen über 100 Mitarbeiter beschäftigte, so schreibt die Chronik zum Jubiläum.

In der Geschichte des Unternehmergeschlechtes Görlacher kamen in den folgenden 45 Jahren bis heute durch Verheiratungen und Fusionen neue Namen in der Geschäftsführung dazu, die Entwicklung war geprägt durch vielerlei Veränderungen.

Die Tochter Gertrud von Karl Kissendorfer heiratete Walter Oberecker, der nach dem Tode von Karl Kissendorfer mit in die Geschäftsführung einstieg.

1972 wurden die drei Bereiche Autowerkstatt und -handel, Stahlbau und Eisenwarenhandel getrennt, heute würde man sagen, es wurden Profit-Center daraus gemacht. Die Dachgesellschaft Ig Görlacher, heute von einem der Söhne von Walter Oberecker, Joachim Oberecker, geleitet, verwaltet heute die eigenen Immobilien und ist nach wie vor als Gesellschafter im Autohaus vertreten, das in den Anfängen lange Autohaus Görlacher hieß, dann durch Fusionen Bürk & Görlacher, später Südstern und heute Südstern-Bölle heißt.

Der Stahlbau im Ifänge heißt heute „Görlacher Ignaz F., Blechformteile GmbH“ und wird von Tochter Heike Görlacher geleitet.

Der letzte Besitzer der Eisenwarenhandlung aus dem Familienclan war Karl-Heinz Kreyer, von dem der heutige Besitzer, Hubert Bartle, die Firma kaufte und erfolgreich ausbaute.

(Text in Auszügen aus der Chronik, die Fridolin Görlacher zum 150-jährigen Bestehen der Firma Görlacher schrieb).

Der Villingener Fahnenmacher

Gerhard Graf

Wappen oder Erkennungszeichen des Geschichts- und Heimatvereins Villingen



Die Originalzeichnung (in Schwarz-Weiß) fertigte Jakob Kallenberg, gesicherte Tätigkeit in Bern von 1535 bis 1565. Kallenberg war ein Holzschnittmeister, Maler und Illustrator aus Bern. Seine Initialen (IK) vermerkte er in den Darstellungen meist auf einem Stein (siehe Villingener Fahnenmacher hinter dem rechten Fuß).

Den Vordergrund des jahrhundertalten Holzschnitts dominiert in stehender Haltung eine martialische Gestalt. Mit der Hand ihres nach oben gereckten rechten Armes hält sie den Schaft einer

Fahnenstange. Hinter ihrem Rücken entfaltet sich, von der Stange wegführend, ausschnittsartig über die ganze Bildbreite, das geblähte Tuch eines Symbols: eine Fahne.

Deren Sinngehalt wird aus heraldischer Sicht im Folgenden nachzugehen sein.

Doch zunächst zu der abgebildeten kriegerischen Gestalt. Sie bildet offensichtlich Staffage, denn eine konkrete Zuordnung oder Identifizierung ist, auch für Villingen, nicht möglich. Zumindest verweist die Uniformierung auf einen Landsknecht oder Söldner und korrespondiert zeitlich mit der Drucklegung des Stiches im 16. Jahrhundert, also in eine Zeit, in der angeworbene, für Sold und Beute dienende anonyme Gefolgsleute die allgemeine Heeresstruktur feudaler Mächte bildeten. Die Attribute der Person sind dafür typisch und aufschlussreich: Der Hut, d. h. das Barett, als Vorläufer der eisernen Sturmhaube, das Wams über dem vermutlichen Kettenhemd, die geplusterten Ärmel mit dem einen Hosenbein sowie schließlich die Bewaffnung: als Stangenwaffe die Hellebarde und der Speiß, hier ersetzt durch die vorangetragene Fahne, das Schwert, der Dolch, von denen in historisch korrekter Abbildung unser Krieger lediglich das Schwert auf Höhe des Gürtels zur Linken und den Dolch an der rechten Seite trägt.

Die auffällig gepuffte und geschlitzte Kleidung der Landsknechte, die eine imponierende Wirkung erzielen sollte, wurde in adeligen Kreisen als Anmaßung betrachtet. Auf Initiative Maximilians I. billigte ihnen der 1503 tagende Reichstag zu Augsburg jedoch das Recht zu, sich nach eigenem Gutdünken zu kleiden. Die Bekleidung war absolut uneinheitlich, lediglich die Offiziere waren meist durch eine bunte Schärpe erkennbar.

Nun zum Fahnenbild. Es ist als Hoheitszeichen der historische Schlüssel zu Villingen.

Bisher war ich der Meinung, dass Jakob Köbel der Zeichner unseres Villingener Fahnen-schwingers sei (so auch P. Revellio in Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, 1964, S. 280). Daher suchte ich Anfang Januar 2012 nach historischen Dokumenten von Jakob Köbel u. a. im Internet – und wurde bei „ebay“ fündig.

Auf der Seite von ebay wurde ein Buch aus dem Jahr 1579 angeboten mit, zu meiner großen Verwunderung, einer Vielzahl der Seitendarstellungen.

Auf der Internetseite des Kunstantiquariates Joseph Steutzger wurden 16 Einzel-Holz-schnitte mit Abbildungen von Fahnen-schwingern des Jakob Kallenberg aus der ersten Auflage des o.g. Buches des Jahres 1545 angeboten.

In dem von „ebay“ angebotenem Buch *„Wapen/ Deß Heiligen Römischen Reichs Teutscher Nation/ als Keyserlicher und Königlicher Mayestat/ auch der Churfürsten/ Fürsten/ Grafen/ Freyherrn/ Rittern/ und der mehrer theil Stätt so zu dem Reich (in Teutschem Kabd gelegen) gehören und gehört haben. Auch viel wol und durch wen/ die erwehlung und Krönung eines römischen Königs und Keyser geschehen sol. Mit einer erklär-ung zu ende dieses Buchs/ wie ein jedes Wapen gemahlt werden sol. Jetzundt wider-umb auffß neues in Truck verfertigt“* befinden sich **Holz-schnitte** von Jakob Kallenberg und **Texte** von Jakob Köbel.

Dieses Buch erschien, in zweiter Auflage 1579 von Johann Schmitt, in Verlegung Sigmund Feyerabends. In diesem Buch fehlen zwei Blätter: D 1 und D 4.

Möglicherweise wurde das o.g. Buch durch Köbel in Auftrag gegeben und/oder er wollte es verlegen. Er starb 1532 jedoch vor der ersten Auflage im Jahre 1545, gedruckt von Cyriak Jakob.

Jakob Köbel, auch Kobel, Kobelius, Kobelin, Kobelinus (geb. 1462 in Heidelberg, gest. 1533 in Oppenheim), war ab 1494 Protonotar (Stadt-schreiber) von Oppenheim und neben dieser Funktion noch rechtskundiger Prozesshelfer, amtlicher Feldmesser und Eichmeister sowie Rathaus-wirt, Buchdrucker, Verleger, bedeutender mathe-matischer Schriftsteller (Rechenmeister), Mitglied (Sodale) der humanistischen Vereinigung Rheinische Gesellschaft für Wissenschaft und Hospes der

Sektion Oppenheim (s. Kircher – v. Kotzebue, Bd.: 16, Leipzig, S. 345, 1882).

Köbel hatte mit großer Sicherheit, neben seinen vielen beruflichen Tätigkeiten und Veröffentlichungen, keine Zeit, die „Fahnen-schwinger“ zu zeichnen – wohl aber, sie ggf. für ein (Fahnen-)Buch mit Wappeninhalten in Auftrag zu geben. Diese Aufgabe übernahm wohl Jakob Kallenberg.

Der Titel „Wapen...“ wurde irrtümlich als Wappenbuch des Johann Köbel bezeichnet. In diesem Buch befindet sich nicht ein einziges Wappen sondern Abbildungen von Wappen auf einer Fahne.

Paul Revellio hatte sich in „Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen“ (1964, Seite 280), sowohl in der Zuordnung des Zeichners, in der Bezeichnung „Wappenbuch“ wie auch im Datum geirrt (1545). Die Initialen „IK“ führten sicherlich zur Verwechslung des tatsächlichen Zeichners, hatten doch Jakob Köbel und Jakob Kallenberg die gleichen Anfangsbuchstaben.

Wappen befinden sich grundsätzlich auf einem Schild!

Wappen der Stadt Villingen bis 10. August 1530 – Siebmacher 221



Jakob Kallenberg, der viele Bücher u. a. auch des Berner Verlegers Apiarius illustrierte, ist der Meister der die Holz-schnitte für das zuvor (so-)genannte („Wapen“-)Buch fertigte. Von ihm stammen alle in den Büchern von 1545 und 1579 abgebildeten Darstellungen.

Aber – woher stammen dessen Kenntnisse der Wappen, deren Inhalte er auf die Fahnen übertrug?



1545



1579

1545: **Villingen.**



1545 (ohne Kolorierung)



1579

1579: **Villingen.**

Kannte Kallenberg die Züricher Wappenrolle, das Siebmacher Wappenbuch oder das Wappenbuch Conrads von Grünenberg, Ritters und Bürgers zu Constanz aus dem Jahr 1480? Da seine Darstellungen der Wappen jedoch korrekt auf die Fahnen übernommen wurden bin ich sicher, dass Kallenberg Zugang zu einem einschlägigen Werk hatte.

An dieser Stelle ergeben sich die Fragen: hatte er das Aussehen der Landsknechtbekleidung und Stadtansichten frei erfunden? (In der Zeichnung des Villingener Fahnenschwingers erkenne ich keine Stadtansicht).

Trug unser Villingener tatsächlich diese Kleidung, war er aus Villingen oder auswärtiger Söldner? Da die Drucke in Schwarz/Weiß gedruckt wurden, stellt sich auch die Frage: wer hat den Druck des Villingener Fahnenschwingers koloriert? War es Kallenberg, der ja auch Maler und Illustrator war? Diese Frage kann ich heute (noch) nicht beantworten.

Zweifelsfrei können wir das uns vorliegende Blatt des Villingener Fahnenschwingers der zweiten Buchauflage aus dem Jahre 1579 zuordnen. Die Zeichnung hat die Maße 23,9 x 14,2 cm.

Das Erkennungsmerkmal für die Zuordnung ist die unterschiedliche Schriftart, wie man leicht aus den obenstehenden Zeichnungen ersehen kann.

Der Geschichts- und Heimatverein verwendet drei verschiedene Versionen des Fahnenschwingers:

die kolorierte Zeichnung von 1545, die schwarz-weiße Zeichnung aus dem Jahre 1579 (das vermutliche Original befindet sich im Besitz eines Villingener Bürgers) und eine von einem späteren Zeichner vervollständigte Darstellung (s. unten).



Die erste Darstellung des Fahnenschwingers wurde vom GHV bereits im Jahresheft 1980 auf der Titelseite verwendet (Version 1579). Die zweite Darstellung befindet sich auf einem Jahresprogramm des GHV von 2003.

An dieser Stelle darf ich mich recht herzlich beim Ehrenmitglied Werner Huger für seine konstruktive Zusammenarbeit bedanken.

25 Jahre „Krone“ – Ein Denkmal erzählt seine Geschichte

Klara Allgeier
Susanne Schneider



Abb. 1: Aus der 1821 eingerichteten handwerklichen Brauerei des Johann Baptist Schilling wuchs bis 1907 die mit 18 Beschäftigten größte Brauerei des Amtsbezirks Villingen.

Ist es nicht typisch für diese schnelllebige Zeit: Da wird man schon mit 25 Jahren zum Denkmal erklärt. Früher trug man dafür mindestens einige hundert Jahre seine Haut zu Markte ...

Apropos Haut: Das trifft ja genau auf mich zu: Schließlich hat meine „Außenhaut“, wenn ich mich recht erinnere, mehr als 400 Jahre allen Unbillen standgehalten. Gut, mit einigen kleineren Blessuren vielleicht, aber schließlich zeugen bei Menschen die Falten auch von einem gelebten Leben. Verfolgen wir doch gemeinsam meine Geschichte:

Die erste Zeit unter dem Namen „Krone“ verbrachte ich als Weinstube im Haus des Kamm-

Machers Kern (1568) in der Villingen Rosengasse. Weil mein damaliger Wirts-Herr den Bau eines Gewölbekellers plante, zogen wir um zwischen die innere Stadtmauer und die Fülle. Welche herausragende Bedeutung ich für die Villingen Bevölkerung hatte, zeigt die Tatsache, dass man gleich die Straße, an der ich mich niederließ, nach mir benannte: Kronengasse!

Man schrieb das Jahr 1720, das außer meinem Umzug noch ein weiteres bedeutsames Ereignis für die Stadt beinhaltete: Die Dominikanerinnen bekamen zu ihrem Kloster eine Kirche in der Bären-gasse. Sie wurde allerdings etwa 100 Jahre später wieder abgebrochen.



Abb. 2: Welcher Anlass die Belegschaft der Kronenbrauerei 1901 zum Erinnerungsfoto bewegte, lässt sich leider nicht mehr feststellen.

1821 hat sich der damalige Besitzer der „Krone“, Johann Baptist Schilling, entschlossen, sein eigenes Bier zu brauen. Daraus erwuchs bis 1907 die mit 18 Beschäftigten größte Brauerei im Amtsbezirk Villingen (Abb. 1 und 2).

Anfang 1920 wurde die Brauerei von der Donaueschinger Fürstenberg-Brauerei aufgekauft und stillgelegt. Das bedeutete aber nicht das Ende der Gastwirtschaft „Krone“. Ganz im Gegenteil! Nicht weniger als sechs verschiedene Pächter übernahmen die sog. „Reale Gastwirtschaft“, wohl weil das auf dem Anwesen ruhende „Realrecht“ zur Beherbergung eine lukrative Einnahme bedeutete. Die letzte Wirtin (bis 1959), Frau Agathe Nosch, dürfte noch mancher Villingener Bürgerin und manchem Villingener Bürger in Erinnerung sein.

Meine Glanzzeit als Gastwirtschaft endete 1960, als ich in den Besitz der Stadt übernommen wurde. Ich musste mich sehr daran gewöhnen, dass Schüler der nahe gelegenen Bubenschule meine Räum-

lichkeiten mehr oder weniger sanft benutzten. Einziges „Highlight“, wie man wohl in der heutigen Zeit zu sagen pflegt, war für mich die „machtvolle“ Klavierbegleitung der wöchentlichen Turnstunden durch die damalige Rektorin Paula Straub ...

Mit Beginn des Jahres 1987 hat für mich eine ganz neue, wunderbare und gänzlich andere Ära begonnen: Die Baugenossenschaft Familienheim Schwarzwald-Baar-Heuberg eG verhalf der Stadt zu mehr Geld, indem sie mich nach Begleichung von allerhand „Talern“ in ihre Obhut nahm und mit allen Mitteln begann, mein Innerstes nach außen zu kehren. Da war ich doch sehr froh, dass meine inzwischen denkmalgeschützte „Außenhaut“ auch diesen Widrigkeiten trotzte und ich 1988 komplett „runderneuert“ meiner neuen Bestimmung als Heimat für junge Familien und Senioren übergeben werden konnte (Abb. 3).

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg hat nach diesem „Lifting“ folgendes festgestellt:



Abb. 3: Aus alt mach neu ...

„Die Umfassungsmauern als Relikt des stattlichen, biedermeierlichen Gasthauses, welches für die Straße prägend und namensgebend war sowie die Bauteile des klassizistischen Portals, des Rundbogens der Einfahrt sowie des schmiedeeisernen Wirtshausauslegers stellen stadtbaugeschichtlich wie auch heimatkundlich eine aussagefähige Substanz dar und sind daher aus wissenschaftlichen wie auch heimatgeschichtlichen Gründen ein Kulturdenkmal; ihre Erhaltung ist insbesondere wegen ihres dokumentarischen Wertes im Interesse der Öffentlichkeit.“

Und nun sind schon wieder 25 Jahre vergangen. Gemessen an meinem realen Alter ist das zwar geradezu unbedeutend. Aber ich weiß zu schätzen, dass dies für den derzeitigen Besitzer und die Bewohner eine sehr gute Zeit war und sie sich mit und in mir wohlfühlen. So kann hoffentlich noch lange eine interessante Geschichte weiter geschrieben werden.



Abb. 4: Ein „gastliches Haus“ ist die Krone immer noch.

De Bott vu Villinge

Lambert Hermle

Ich bin de Villinge Bott
Und sag dr nu: „Grüß Gott“
I druck dr d’Hand und frog wie’s goht,
Halt di nit uf, bis z’Obed spoht;
und wer no ebis bruche ma,
Dem zoag i, wo n er’s kaufe ka.

Ich bin de Villinge Bott
und kon Husierer Spott,
vor dem di Sach verschließe moscht,
Der nimmi goht, bis de bigoscht
no bschdellscht, wo gar nit nötig ischt
und au no woascht, daß bschisse bischt.

Ich bin de Villinge Bott:
en Krämer wie n er sott;
I guck nit schäps bloß a dr rum
und werf dr au ko Holzbieg um,
nu, well de saischt, de bruchscht ko Ding:
es goht au uhni Schletterling.

Ich bin de Villinge Bott
und guck nit wischt und hott.
Verlang en Preis, der ehrli giht,
verkauf defür kon Lumpezieg,
und wer jetzt no im Zweifel ischt,
dem gunn i s, wenn er Krom verwischt.

*Gedicht von Josef Liebermann, Bahnarbeiter, Villingen, aus der Zinsergasse 468
(laut Adressbuch von 1902), gefunden von L. Hermle.*

*Veröffentlicht in „Der Villinge Bott“, Blatt für Wirtschaft, Verkehr und Heimatkunde
im Bereich des östlichen Schwarzwaldes, Villingen, Oktober 1928.*

Steinmetzzeichen von Hans Amann in der Johanniskirche entdeckt.

Wilfried Steinhart

Die Besucher der jüngst restaurierten Johanneskirche an der Gerberstraße haben vermutlich dem Grabmal, das bis zur Kirchen-Renovation 2012 auf der rechten Seite nahe der Kanzel angebracht war, bisher wenig Beachtung geschenkt.

Die Kirche wurde spätestens 1336 erstmals erwähnt, 1711 begegnet sie uns als barockisierte Kirche zu St. Johann, seit 1859 ist sie die evangelische Johanneskirche. Zu ihr gehörte seit langer Zeit der historisch bisher nicht untersuchte Gedenkstein. Davon wird zu reden sein.

Das Grabmal (*Abb. 1*) wurde wahrscheinlich anlässlich der Renovierung der Johanniskirche 1924–1926 im Boden des Kirchenschiffs zusammen mit anderen Grabplatten gefunden. Grabungsunterlagen sind im Archiv VS keine vorhanden.

Zu dem Begriff Grabmal bzw. Epitaph ist Folgendes zu sagen: Würde es sich bei dem einst wandseitig angebrachten Stein um ein Epitaph handeln, wäre das – begrifflich erklärt – ein „Denkmal in dichterischer Form zum Andenken an einen Verstorbenen“, das als „steinerne Tafel dem Grabmal beigefügt“ wurde, d. h. es wäre eine „vom Grab unabhängige Gedächtnistafel“.¹



Abb. 1: Mässlin Grabmal, 53 cm breit und 65 cm hoch.

Diese Auslegung ist nach den anzunehmenden Fundumständen auszuschließen. Der ergrabene Stein muss vielmehr in seiner plastischen Gestaltung und inhaltlich ohne epigrafische Würdigung als ein Grabmal, konkret als die Grabplatte gesehen werden, die nach der Beisetzung in der Kirche das Grab der Toten deckte, wie das auch heute noch gelegentlich auf den Friedhöfen geschieht.



H



A

Abb. 2: Bildausschnitte vom unteren Bereich des Grabmals.

Auf diesem Grabmal entdeckte ich im April 2010 ein Steinmetzzeichen sowie links und rechts davon die Buchstaben H und A. (Abb. 2).

Durch die Beschäftigung mit Epitaphien und Steinmetzzeichen wurde mir schnell bewusst, wem dieses Steinmetzzeichen zuzuordnen ist, nämlich keinem geringeren als dem aus Ulm stammenden Hans Amann, der seit 1597 in Villingen sesshaft und tätig war.

In Villingen hat er Bedeutendes geschaffen: 1598 die Wappentafel des Benediktinerabtes Michael Gaisser (Kopie am sogenannten Abt-Gaisser-Haus, Original im Franziskanermuseum), die Zunftlade der Bauleute (Franziskanermuseum), Kuchenbackmodell für das Kloster der Clarissen 1613 (im Kloster St. Ursula noch teilweise erhalten), Wappentafel am ehemaligen Pflughof des Benediktinerinnenklosters Amtenhausen 1614 in der Gerberstraße 27 („Stiftskeller“). Auch im Villingener Münster in der nördlichen Turmkapelle rechts des Nägelinkreuzes, dem sogenannten „finsternen Chörle“, befindet sich ein herausragendes Werk Amanns. Dies ist das noch einzige erhaltene Epitaph im Villingener Münster. Es erinnert an die Grablege des Villingener Junkers Johann Christoph Wiedmann, von Mühringen stammend. Er ist am 28. März 1621 gestorben. Dessen Schwester Barbara war seit 1587 mit dem Villingener Bürger Andreas II. Ifflinger von Granegg verheiratet. Seine

Ehefrau, die adlige Anna von Dettingen (Kreis Freudenstadt), stammt aus dem Ort, der auch die frühere Heimat des Verfassers ist. In den Jahreshften von 2008, S. 13–15 und 2010, S. 19–22 des Geschichts- und Heimatverein Villingen wird darüber berichtet.

Nun zur Person der bis jetzt unbekanntten Frau auf dem Grabmal in der Johanneskirche, das leider erheblich beschädigt ist.

Zu sehen ist eine liegende Frau mit einem Rosenkranz vor der Brust. Unten befinden sich auf dem Grabmal zwei Wappen, von denen aber nur noch das linke zuzuordnen ist. Nach dem Oberbadischen Geschlechterbuch von Kindler & Knobloch handelt es sich um das Wappen der Mässlin von Granegg (Abb. 3 u. 4). Die dem Wappen zuzuordnende Person ist mit Sicherheit der Vater. Das Wappenschild ist geteilt. In der oberen Hälfte ist ein nach links zeigender Pfeil. Da der gesamte obere Teil des Grabmals abgebrochen ist, sind keine Schriftzeichen mehr vorhanden. Somit ist nur das Geschlecht, jedoch nichts darüber hinaus bekannt.

Mässlin ist ein altes Geschlecht der Stadt Rottweil. In dem „Patriziat der Stadt Rottweil“ von Ruth Elben steht u. a. Folgendes: Konrad Mässlin war 1382 Bürger der Stadt Rottweil. In nachfolgenden Generationen waren es die Geschwister Konrad (Priester) und Hans (Bürger in Rottweil,



Abb. 3: Wappen des Mässlin von Granegg am Grabmal.



Abb. 4: Wappen des Mässlin von Granegg im Wappenbuch.

1415 Bürgermeister in Rottweil), die am 25. August 1405 von Ek. Hans Pfuser und dessen Gattin Else die „Veste Granegg“ nebst dem nahe- liegenden Dorf Niedereschach um 1700 Gulden kauften. Er, Hans Mässlin v. Granegg und sein Bruder Eberhard verkauften die „Veste“ Granegg am 30. Oktober 1453 an das Benediktinerkloster Gengenbach und dieses am 11. August 1460 weiter an das Kloster St. Georgen. Ab 3. Februar 1465 bis ca. 1505 war Frh. Conrad Yfflinger der Besitzer. Dieser war schon 1480 Satzbürger in Villingen.

Zum Begriff Satzbürger: Es war ein Bürger mit Lebensmittelpunkt außerhalb der Stadt, der nur zeitweise in der Stadt wohnte, von den allgemeinen städtischen Lasten befreit war und „Satzgeld“ zahlte. Dies waren oft Adlige, Klosterangehörige und andere mit Haus- oder Grundbesitz in der Stadt.

In Rottweil waren Angehörige der Familie Mässlin u. a. als Richter, Ratsherren, bzw. Bürgermeister und Schultheissen tätig. In den Villingen Taufbüchern der Münsterpfarre taucht der Name Mösserlin, Messerlin, Mäserlin in den Jahren um 1600 öfters auf, ohne hier genealogische Verbindungen prüfen zu wollen.

Da das Grabmal in der Johanneskirche an der Gerberstraße, also der ehemaligen Eigenkirche der Johanniter, einem nach der Ordensregel halb-weltlichen Ritterorden, aufgefunden wurde, muss es einen persönlichen Bezug der abgebildeten Frauensperson gegeben haben, den es in Zukunft noch zu erforschen gilt.

Vielleicht handelt es sich um eine Ordensschwester, d.h. eine der „Frouen ze sant Johan“ die es zumindest im Mittelalter bei den Johannitern gegeben hat. Es könnte aber auch eine adlige Stifterin aus dem Umland oder eine mit ihrem Wohlwollen finanziell zugetane Frau bzw. deren Familie aus der gehobenen Villingen Bürgerschaft gewesen sein.

An dieser Stelle darf ich Herrn Werner Huger, Ehrenmitglied des GHV, für seine Unterstützung herzlich danken.

Literatur bzw. Quellen:

¹ Vgl. Dr. Edith Boewe-Koob, Jahresbroschüre des GHV XXXI/2008, Seite 10.

Manfred Reinart: „Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Niedereschach“ Band 1.

Ruht Elben: „Das Patriziat der Reichstadt Rottweil“, 1964.

Julius Kindler & Knobloch: „Oberbadisches Geschlechterbuch“. Taufbuch der Münsterpfarre Villingen.

Der Johanniterkomtur Dietrich Rollmann von Dattenberg, gest. 1632

Wilfried Steinhart

Kirchenrenovierung der Johanneskirche 1924-26

Dietrich Rollmann von Dattenberg war von 1624 bis 1632 Johanniterkomtur zu Villingen, Trier und Niederwesel. Er war einer der bedeutendsten Komturen in Villingen.

Mitten im 30jährigen Krieg gab er für die Erhaltung und Ausstattung der Kirche 30.000 Gulden. Der Betrag reichte nicht nur für die Kirche und deren Ausstattung, sondern erhöhte sich durch Zinsen bis 1805 auf 35.000 Gulden. Auch war er ein vortrefflicher Verwalter seiner großen Einkünfte, die sowohl aus seinem Familienbesitz als auch aus dem Orden stammten. So hat er die Kirche der Kommende renoviert, sie mit Bildern, Paramenten und einer Orgel neu ausgestattet.

Paul Revellio schreibt über die Kirchenrenovierung 1924–26 folgendes: „Die beiden Grabsteine Enzbergs und Rollmanns von Dattenberg wurden bei den diesjährigen Bauarbeiten wieder gefunden. Beide Grabsteine sind einander sehr ähnlich und zeigen das kombinierte Ordens- und Familienwappen der beiden Komture, das Enzbergs einen Fingerring mit Stein und das Rollmanns einen Adler. An dem linken Rand sind die kaum noch erkennbaren Ahnenproben verwandter Geschlechter. Beide Platten sind ziemlich abgeschliffen, waren also im Boden eingelassen“

„Einem der Bestatteten, man möchte am liebsten an den reichen Rollmann denken, hat auch das mas-



Abb. 1: Dietrich Rollmann von Dattenberg († 1632).
Foto: Franziskanermuseum



Abb. 2: Deckengemälde mit dem Wappen Rollmann von Dattenbergs.



Abb. 3: Grabmal Rollman von Dattenbergs, Größe 1370 x 90 x 25 cm, (Originalaufnahme von Paul Revellio 1926).

siv goldene Ordenskrenz mit weißer Emailinlage gehört, das in diesem Jahr, als der Boden des Chors in der Mitte aufgedrungen wurde, zusammen mit einem Skelett gefunden wurde. Es befindet sich im Besitze der evangelischen Gemeinde“.

Dieses massiv goldene Kreuz gilt seit ca. 35 Jahren, nach einer Leihgabe der ev. Kirchengemeinde an das städtische Museum, auf dubiose Weise als verschollen. Aus schriftlichen Unterlagen ergibt sich, dass das Kreuz 1933/34 von der evangelischen Kirchengemeinde unter Eigentumsvorbehalt den Städtischen Sammlungen zur Verfügung gestellt wurde.

Auch das Rollmann-Grabmal galt als verschollen, wurde aber von mir im VS-Museums-Depot Lantwattenstraße wieder entdeckt.

Ein Ölbild Rollmanns (*Abb. 1*) von 1630 befindet sich im Franziskaner-Museum in Villingen. In der Johanneskirche ist ein Deckengemälde mit seinem Wappen zu sehen (Adler im Wappen) (*Abb. 2*).

Es wäre möglich, dass das Grabmal des Rollmann von Dattenberg (*Abb. 3*) von der Nachfolgewerkstatt des Hans Amann angefertigt wurde. Zeitlich ist es wahrscheinlich. Dies kann aber durch den schlechten Zustand des Grabmals nicht mehr festgestellt werden (*Abb. 4*).

Nach der Renovation wurde das Grabmal vermutlich, wie auf dem Foto (*Abb. 3*) ersichtlich, an der äußeren Kirchenmauer angebracht. Um es vor weiterem Verfall zu bewahren, gelangte es dann in das Depot des städtischen Museums.

Am 28. September 2012 wurde das Grabmal des Dietrich Rollmann von Dattenberg, der am 26. April 1632 im Alter von 66 Jahren verstorben ist, durch das freundliche Entgegenkommen des städ-



Abb. 4: Jetziger Zustand des Grabmals in der Johanneskirche.

tischen Museums wieder in den Chorraum der Johanneskirche zurückgebracht.

Das zweite 1926 von Paul Revellio erwähnte Grabmal des Enzberg befindet sich laut Auskunft von Museumsleiter Michael Hütt nicht im Villingen Museumsdepot.

Literatur:

Paul Revellio: "Schriften der Baar 1926", Heft XVI, S. 183–198.
Paul Revellio: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, 1964.

Nutzung der ehemaligen Zehntscheuer der Universität Freiburg in Villingen

Joachim Wöhrle
Hansjörg Fehrenbach



Foto der Zehntscheuer um 1968

Die Zehntscheuer in der Rietgasse 11/1 ist ein Kulturdenkmal nach § 2 des Denkmalschutzgesetzes. Demnach sind Kulturdenkmale Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht. Das Landesdenkmalamts Baden-Württemberg begründet die Ausweisung der Zehntscheuer als Denkmal wie folgt:

„Dreigeschossiges, mächtiges Eckgebäude zur Turmgasse, fluchtend angebunden an die traufständige Bebauung der Rietgasse auf deren Ostseite; wegen des

in Villingen hoch anstehenden Grundwasserspiegels kein eingetiefter Keller; im Erdgeschoß zur Turmgasse hin zwei große, rundbogige Einfahrten; blockhafter Baukörper, zur Rietgasse durch kleine Fenster mit mittelalterlich gekehlten Gewänden gegliedert, dort im Erdgeschoß neben hochrechteckigem Eingang zum heutigen Treppenhaus rundbogiger älterer Eingang.

Das große Gebäude diente seit dem 16. Jahrhundert der Universität Freiburg als Zehntscheuer; vermutlich wurde zu diesem Zweck das Gebäude errichtet und ein an dieser Stelle bereits bestehender

turmartiger Wohnbau in den Neubau integriert. Dieser vielleicht noch aus dem 13./14. Jahrhundert stammende Kernbau läßt sich auch heute noch leicht als etwa das Nordwest-Viertel des Gebäudes sowohl von außen wie von innen identifizieren, ein annähernd quadratischer Grundriß, mit auffällig dicken Mauern und mit Rundbogen-Eingängen, einer von der Rietgasse aus und einer im Inneren des Gebäudes.

Auch an der äußeren Fassade der Rietgasse ist der ältere Wohnbau von der Erweiterung zur Zehntscheuer sowohl in der Wandstruktur wie auch in der Fenstergliederung unterscheidbar, die Trennlinie verläuft genau zwischen dem Rundbogeneingang und dem Zugang zum Treppenhaus. Im Inneren lassen sich diese beiden Bauphasen ähnlich gut ablesen, die erhaltene Hausstruktur läßt dies trotz moderner Umnutzungen immer noch zu. Beschädigungen in Kriegswirren führten wohl zu einer Erneuerung des riesigen Dachstuhls im 18. Jahrhundert.

Wegen seiner vielfältigen architektur- und stadtbaugeschichtlichen, aber auch wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Bedeutung ist der Bau aus wissenschaftlichen Gründen ein Kulturdenkmal; seine Erhaltung liegt insbesondere wegen seines dokumentarischen und exemplarischen Wertes im Interesse der Öffentlichkeit.“

Nachdem im Jahre 1847 die Abgabe des Zehnten an die Universität Freiburg in Villingen abgelöst wurde, entfiel auch die Nutzung der Zehntscheuer. Das große Gebäude im Villingener Rietviertel wurde versteigert und kam in private Hand. Die Zugehörigkeit des Gebäudes zur Freiburger Universität ist durch ein Ratsprotokoll vom 26. April 1759 aus dem Bestand des Stadtarchivs belegt. Darin ersucht der Schaffner der Freiburger Universität Carl Schuhe den Villingener Stadtrat um 14 Stamm Holz für die Reparatur der Zehntscheuer.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wechselte das Gebäude mehrfach den Eigentümer. So soll das Anwesen 1892 von Waldburga Dold, Witwe des Posthalters Johann Baptist Dold durch Versteigerung an den Schmied Meder übergegangen sein. Auch in den folgenden Jahren folgten noch mehrere Besitzer, sei es durch Verkauf oder auch Erbschaft.



Foto von 1937 bei den Tordurchbrucharbeiten.

Eine wirtschaftliche Nutzung des Gebäudes war zweifelsohne problematisch, da der mächtige Baukörper von über 4500 Kubikmeter umbauter Raum nur für Lagerzwecke, wie ursprünglich auch geplant, verwendet werden konnte. Eine Wohnnutzung und die damit verbundenen Einnahmefähigkeiten waren nicht möglich, der dazu notwendige Ausbau der Lagerräume fehlte.

So kann der Bauakte entnommen werden, dass 1927 in dem Gebäude ein Eiskeller zur Bierabfüllung und Lagerung von Fassbier sowie ein Flaschenputzraum eingerichtet wurden. Im Jahre 1934 erfolgte eine weitere Umnutzung durch den Einbau eines Kraftfahrzeug-Einstellraumes, wie es damals genannt wurde. Heute würde man kurz LKW-Garage sagen.

Bereits 1937, nachdem das Gebäude von Anton Müller erworben wurde, kam eine weitere Großgarage hinzu. Dazu war jedoch ein größerer Eingriff in die vorhandene Bausubstanz notwendig.



Die Zehntscheuer im jetzigen Zustand.

Von der Turmgasse aus wurde eine weitere Einfahrt geschaffen indem der linke Tordurchbruch mit einem Korbbogen ausgeführt wurde.

Erst 1940 erfolgte der erste Wohnungseinbau von der Rietgasse her. Ersichtlich ist dies durch die zwei großen Fenster im linken Gebäudeteil. Es wurde eine kleine Wohnung über 2 Stockwerke geschaffen. Mitte der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts war der Einbau einer Gaststätte angedacht, eine Planung wurde erstellt, die Ausführung geschah jedoch nicht.

Nach Auszug der Spedition Müller wurde im Jahr 1981 im Gebäude ein größerer Umbau gemacht. Über zwei Stockwerke wurde ein Atelier für Inneneinrichtungen eingebaut. Bereits sechs Jahre später erfolgte eine weitere Umnutzung. Das Bildungszentrum Turmgasse, ursprünglich nur auf der gegenüberliegenden Seite der Turmgasse beheimatet, zog in die ehemalige Universitätszehntscheuer ein. Es wurden über vier Stockwerke Ausbildungs- und Büroräume geschaffen. Als auch

diese Ausbildungsstätte zu Beginn dieses Jahrhundert auszog, war ein jahrelanger Leerstand.

Im September 2007 beschloss die Historische Narrozunft Villingen den Erwerb der Zehntscheuer. Mit dem Umbau der Zehntscheuer wurde am 8. April 2008 begonnen; bis heute wurden rund 20.000 Arbeitsstunden durch ehrenamtliche Kräfte erbracht – ein einmaliger Kraftakt in der Vereinsgeschichte der Narrozunft. Für das außergewöhnliche ehrenamtliche Engagement wurde das

„Zehntscheuer-Projekt“ der Narrozunft von einer Fachjury im landesweiten Wettbewerb „Echt gut – Ehrenamt in Baden-Württemberg“ in der Rubrik Sport und Kultur unter rund 300 Bewerbungen zum Sieger gekürt. Eine Leistung, auf die wir stolz sein dürfen.

Nach einer grundlegenden Komplettsanierung wird das Gebäude ab 2013 als Zunfthaus nicht nur den über 4.000 Mitgliedern eine Heimstätte bieten, sondern für vielfältige kulturelle und sonstige Begegnungen allen Menschen in Stadt und Land offen stehen.

Mit dem Kauf der Zehntscheuer in Villingen bekennt sich die historische Narrozunft einerseits zu ihrer Verbundenheit mit der Stadt Villingen, andererseits aber auch zu ihrem kulturellen und gesellschaftlichen Anspruch. Die Villingener Narrozunft versteht sich in diesem Sinne als Kulturträger, dessen Aufgabe es ist, auch in die Zukunft zu blicken und ein Gebäude wie die Zehntscheuer einer modernen, zeitgemäßen Nutzung zuzuführen.

Villingen als Keimzelle des globalen Marktes

Claudia Hoffmann

Dr. Wilhelm Binder würde staunen, wenn er sehen könnte, welch herausragende Bedeutung das von seinem Vater gegründete Unternehmen heute weltweit hat, es hätte ihm gefallen, mit welcher Innovationskraft Produkte entwickelt und am Markt etabliert werden und mit wie viel Teamgeist die Mitarbeiter weltweit dazu beitragen, die Stellung des Konzerns zu festigen und weiter auszubauen. 2011 hat Kendrion Binder Magnete sein glanzvolles 100-jähriges Jubiläum gefeiert und des Firmengründers Wilhelm Binder und seines Sohnes Dr. Wilhelm Binder gedacht, der durch seine bahnbrechenden Erfindungen und Patente die Basis für das stetige Wachstum gelegt hat. Die Firma, eines der traditionsreichsten Unternehmen in der Doppelstadt, hat den Sprung zum weltweit agierenden Konzern geschafft, es hat viele Krisen überstanden, zuletzt die große Finanzkrise 2009. Diese hatte den Umsatz drastisch einbrechen lassen, aber die Innovationskraft von Kendrion und das starke Zugehörigkeitsgefühl der Mitarbeiter haben sich ausgezahlt, und der Konzern setzte in den Jahren nach der Krise zu einem wahren Höhenflug an. „Wir spüren zwar, dass die Weltwirtschaft wieder etwas schwächelt, aber wir sind mit vielen neuen Ideen und Produkten gerüstet für die Zukunft“, erklärt der Vorstandsvorsitzende Piet Veenema.

Als Keimzelle für das internationale Wachstum auf der ganzen Welt gilt das Werk in Villingen, in das der Konzern in den vergangenen Jahren Millionenbeträge investiert hat. Auch wenn künftig der Namen Binder Magnete als Zusatz zu Kendrion wegfällt, genießt Dr. Wilhelm Binder ein enorm hohes Ansehen in dem Unternehmen. Wie wichtig für den Konzern seine Wurzeln sind, zeigt der Antrag auf eine Änderung des Straßennamens: Der Gemeinderat der Doppelstadt stimmte mehrheitlich zu, dass die Forsthausstraße jetzt Wilhelm-

Binder-Straße heißt und Kendrion als Adresse den Firmengründer vorweisen kann. Um das weltweite einheitliche Auftreten des Konzerns zu stärken, heißen alle Firmen nur noch Kendrion – mit dem jeweiligen Standort als Zusatz, also Kendrion (Villingen) beispielsweise.

Im Villingener Werk mit den Abteilungen Passenger Car Systems und Industrial Drive Systems forschen und entwickeln Ingenieure immer neue Produkte – im Automobilbereich geht es vor allem um die Zielsetzung, Komponenten zu liefern, mit denen ein Motor immer noch effizienter arbeitet und weniger Sprit verbraucht. „Auch die Verringerung des CO₂ und NOx Ausstoßes spielt eine immer wichtigere Rolle“, erklärt Dr. Bernd Gundelsweiler, der bei Kendrion weltweit für den Automotiv-Bereich zuständig ist. In Villingen sind mit Millionen-Investitionen die Voraussetzungen dafür geschaffen worden, dass solche High-Tech-Ventile für die Diesel Common Rail Technik im Hochdruck- und Niederdruckbereich entwickelt und produziert werden können.

Im Keller des von Dr. Wilhelm Binder errichteten Firmengebäudes sind hochmoderne Labor- und Testräume entstanden, wo die Komponenten auf Herz und Nieren überprüft werden. Im klimatisierten Vibrationsprüfstand simulieren die Fachleute schlechte Straßenverhältnisse, das Ventil wird ordentlich durchgerüttelt und das viele Tage rund um die Uhr nonstop. „Da diese Analysen sehr laut sind, haben wir den Keller gewählt, um Lärmbelastungen zu vermeiden“, erklärt Dr. Bernd Gundelsweiler. Natürlich sind die Räume auch schallisoliert. Nach dem Rütteltest wird das Ventil im Dauerlaufprüfstand mehrere Millionen Schaltzyklen gefahren und abschließend im Salzsprühnebeltest auf Korrosionsbeständigkeit überprüft. Die Testergebnisse werden dokumentiert und ausgewertet. Erst wenn das Teil alle Qualitätstests



Reinraummontage- und Prüfanlage im Werk USA.

bestanden hat, wird in Serienproduktion gefertigt. In den aktuell auch deutlich ausgebauten Reinräumen werden elektromagnetische Hochdruck- und Niederdruckventile montiert. „Schon ein Haar oder ein Staubkorn würde das Ventil im System unbrauchbar machen“, erläutert Bernd Gundelsweiler die Notwendigkeit der Reinräume, von denen sogar ein weiterer Ausbau in Planung ist.

Während die aufwändigen Laborräume sozusagen versteckt unter der Erde liegen, hat das Unternehmen aber etwas für die Kosmetik des in die Jahre gekommenen Gebäudes getan. Mit der Verlegung des gesamten Eingangsbereichs von der Mönchweilerstraße in die Wilhelm-Binder-Straße hat sich das Unternehmen im Jahr nach dem 100. Geburtstag ein neues Entrée geschenkt, von dem Dr. Gudrun Becker-Binder, die nach ihrem Vater die Firma Binder in der dritten Generation geführt hat, sagt: „Stilvoll, elegant und überhaupt nicht protzig, das passt zu dem Unternehmen.“ Die Umwandlung der alten Schweißerei in eine moder-

ne Eingangshalle hat der Villingener Architekt Herbert Pleithner mit großem Erfolg geplant und umgesetzt. Aber Kendrion ist noch einen Schritt weitergegangen und hat außer der neuen Eingangshalle einen komplett neuen Materialfluss im Firmengebäude realisiert. Die Warenanlieferung und Ablieferung kann jetzt über eine Rampe auf einer Ebene, ohne die Verwendung von Aufzügen, erfolgen.

Die beiden Produktionsbereiche in Villingen haben unterschiedliche Logistikketten etabliert und verteilen damit den LKW-Verkehr gleichmäßig auf die Mönchweilerstraße und die Wilhelm-Binder-Straße. Dadurch wird eine übermäßige Belastung der Anwohner vermieden und die Abläufe in der Firma sind deutlich effizienter und schneller geworden. Die alte Pforte an der Mönchweilerstraße und der lange gläserne Gang werden abgerissen. Dort sollen weitere Parkplätze für die Mitarbeiter entstehen und auch eine schöne Außenfläche gestaltet werden.



Reinraumfertigung im Werk Österreich.

Von den in Villingen entwickelten Produkten profitieren auch andere Standorte, beispielsweise in Österreich. „Da findet eine Art Wissenstransfer statt, wir liefern das Know-How und die Kollegen modifizieren das Ventil für die angepassten Marktbedürfnisse und produzieren es“, erläutert Bernd Gundelsweiler die Synergieeffekte. So ist aus einem Werk, das bis dato ein reiner Hubmagnetbauer war, ein elektromagnetischer Ventillieferant geworden.

Ähnliches funktioniert auch weltweit: So haben die Mitarbeiter der Sparte Commercial Vehicle Systems in Markdorf mit großem Erfolg Kupplungen konstruiert und gebaut. Diese Kupplung wurde dann in das Werk in Indien weitergegeben, dem dortigen Markt angepasst und mittlerweile fertigen die Kendrion-Mitarbeiter in Indien die in Markdorf entwickelte Kupplung in riesigen

Stückzahlen. „Nur so können wir uns auf dem Markt behaupten, eine Produktion hier in Deutschland und dann der lange Transport der fertigen Teile nach Indien wäre komplett unwirtschaftlich und nicht machbar“, so Bernd Gundelsweiler. Der Schlüssel zum Erfolg liegt in der weltweiten Vernetzung, dem Wissenstransfer und der Kooperation der Mitarbeiter weltweit.

Mittlerweile ist allen bei Kendrion Beschäftigten klar, dass ein Standort in Indien oder China die Arbeitsplätze in Deutschland nicht gefährdet, sondern sogar sichert und langfristig erhält. Die Rechnung ist einfach: Kendrion ist durch die Standorte in Asien und auch Amerika flexibler, kann schneller auf Kundenwünsche reagieren und erwirtschaftet einen höheren Umsatz. So können Investitionen eben auch in Villingen finanziert werden.

„Globales Netzwerk“ (globale Verfügbarkeit)



globale Produktentwicklung
globale Produktionskapazität

*Globale
Netzwerkstruktur
bei Kendrion.*

Früher, als klassisches Familienunternehmen, wusste jeder Beschäftigte, dass sein Kollege auch aus Villingen oder vielleicht noch der näheren Umgebung kommt. Heute arbeiten 1800 Menschen an 19 Standorten in 12 Ländern für Kendrion und trotz der weltweiten Ausdehnung gibt es ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Ganz aktuell hat Kendrion eine Firma in North Carolina, USA, gekauft. „Das war eine strategische Entscheidung“, so Bernd Gundesweiler. Der Aufbau einer eigenen Firma dauert Zeit und kostet viel Geld. So konnte Kendrion eine namhafte Firma übernehmen und hat sich so den Zugang zu dem wichtigen amerikanischen Markt gesichert.

Die Konzernführung legt großen Wert auf den Austausch und so können deutsche Mitarbeiter ganz selbstverständlich in Amerika arbeiten, die indischen Kollegen kommen nach Engelswies oder

Villingen und auch die Mitarbeiter in China oder Brasilien sind an dem weltweiten Austausch beteiligt. So weiß jeder, wie der andere arbeitet, wie die Werke strukturiert sind und wo die Stärken und Schwächen des jeweiligen Standortes sind. So kommt es zu einem ganz intensiven Austausch, von dem alle



Ventil für die Benzin-Hochdruckeinspritzung.

Kendrion-Mitarbeiter profitieren. Sogar firmeneigene Preise werden vergeben, so gelang es der Abteilung Passenger Car Systems in Villingen für ein Hochdruckventil die Auszeichnung „Most innovative Company 2011“ zu erringen. Fast 13000 Entwicklungsstunden stecken in dem Ventil, mit dem ein Großkunde auf dem amerikanischen Markt beliefert wird.

So gehen vom Standort in Villingen Impulse in die ganze Welt und im Wissen um die 100-jährige Geschichte präsentiert sich Kendrion heute als innovatives, modernes und global agierendes Unternehmen.

Infos:

Kendrion ist ein Anbieter von Lösungen, der innovative, qualitativ hochwertige elektromagnetische Systeme und Komponenten für Kunden in aller Welt entwickelt, fertigt und vermarktet. Die Geschäftstätigkeit von Kendrion gliedert sich in die vier Geschäftsbereiche Industrial Magnetic Systems, Industrial Drive Systems, Passenger Car Systems und Commercial Vehicle Systems, die sich jeweils auf eigene Zielmärkte konzentrieren. Die Bereiche Passenger Car Systems und Commercial Vehicle Systems wurden jetzt zum Bereich Automotive zusammengefasst. Hier ist Bernd Gundelsweiler für die weltweiten Aktivitäten verantwortlich. Heinz Freitag ist für das gesamte operative Geschäft der Kendrion-Gruppe verantwortlich. Als Vorstand führt Piet Veenema das Unternehmen, Finanzvorstand ist Eiko Ris.

In einer Reihe von Marktnischen ist Kendrion marktführend. Der Hauptabsatzmarkt von Kendrion ist Deutschland, doch auch andere Länder gewinnen immer mehr an Bedeutung.

Kendrion entwickelt hochmoderne elektromagnetische Lösungen für industrielle Anwendungen. Diese werden von Kunden weltweit in Systemen wie Aufzügen, Türverriegelungssystemen, Industrierobotern, Medizingeräten, elektrischen Schaltanlagen, Dieselmotoren, Klimaanlage, Motorkühlsystemen und Getränkeanlagen eingesetzt. Zu den grössten Kunden von Kendrion zählen Bosch, Siemens, Daimler, Continental, Delphi, Evobus, Hyundai und Yutong.

Tradition und Modernität

Dr. Marianne Kriesche

Das Gymnasium am Hoptbühl kann im Jahr 2012

auf sein vierzigjähriges Bestehen zurückblicken;

denn am 16. September 1972 wurde der Neubau seiner Bestimmung übergeben.

Vierzig Jahre also ist es her, dass das traditionsreiche mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium Villingen in einen neu errichteten Bau auf dem Hoptbühl umzog, während das bisher benutzte innerstädtische Gebäude am Romäusring von dem neu gegründeten neusprachlichen Gymnasium mit mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig übernommen wurde.

Aus historischer Sicht ließe sich freilich der Bogen für die Feier eines Jubiläums viel weiter spannen; etwa bis zur Höheren Lateinschule der Franziskaner im 15. Jahrhundert, dem 1650 errichteten Gymnasium der Franziskaner oder dem Benediktiner-Gymnasium im 17. und 18. Jahrhundert, das mit der Aufhebung des Klosters 1806 seine Arbeit einstellen musste. Aus der geistlichen Aufsicht ging die Schulausbildung in die staatliche über. Es gibt also eine weitere Version:

Ist man gewillt, die Traditionslinie des staatlichen Gymnasiums am Hoptbühl ins 19. Jahrhundert, bis in das Jahr 1837 zurückzuführen, so könnte die Schule jetzt ihr 175-jähriges Jubiläum feiern. Sie ist die Rechtsnachfolgerin des ursprünglichen Gymnasiums Villingen, das sich auf die Höhere Bürgerschule in Villingen zurückverfolgen lässt, die 1837 etabliert und danach als „Realgymnasium“ weitergeführt wurde.

Aber bleiben wir bei den 40 Jahren.

Seit jeher maßen die Städte der Förderung und Entfaltung des Schulwesens eine besondere Bedeutung zu. Auch unsere Stadt leistet hohe Beiträge zur Unterhaltung der öffentlichen Schulen.

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts besuchten nur wenige Schüler das Gymnasium. Dann bedingte das Bevölkerungswachstum Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch ein Ansteigen der Schülerzahlen und einen steigenden Bildungsbedarf. So wurde das damals benutzte Gebäude, die heutige Karl-Brachat-Schule, zu eng, und das

Realgymnasium zog 1909 in ein neu erbautes Haus am Romäusring um. Auch in der Folgezeit stiegen die Schülerzahlen weiter, und besonders nach dem 2. Weltkrieg und den Jahren des Aufbaus Ende der 50er bis Mitte der 60er Jahre verdoppelten sich die Zahlen, und die Raumnot wurde unerträglich.

Daher begannen sich Schulleitung und Stadt seit 1967 einerseits um einen Neubau und andererseits um die Errichtung eines zweiten, selbständigen Gymnasiums zu bemühen. Für die Planung des neuen Schulgebäudes wählte der Stadtrat das Gelände am Hoptbühl aus und nahm für den Bau den preisgekrönten Entwurf des Architekten Kaufmann an. Der Baubeginn erfolgte 1969, die Fertigstellung 1971/72. Bereits 1971 wurde auch die Errichtung eines zweiten Gymnasiums durch das Kultusministerium genehmigt. Mit Beginn des Schuljahres 1972/73 konnte der Unterricht an beiden Schulen aufgenommen werden.

Der Gemeinderat, der die Schulnamen in eine einheitliche Form bringen wollte, legte noch 1972 die Bezeichnungen „Gymnasium am Hoptbühl“ und „Gymnasium am Romäusring“ für die Schulen in Villingen und „Gymnasium am Deutenberg“ für das Gymnasium in Schwenningen fest.

Die Leitung des Gymnasiums am Hoptbühl übernahm Ulrich Stratmann, die des Gymnasiums am Romäusring Dr. Werner Herz.

Die Unterrichtsarbeit am Hoptbühl begann das Kollegium mit großer Euphorie. Mit neuem Namen und in einem neuen Gebäude konnte die Schule in den Folgejahren auf ihrer bewährten Tradition aufbauen. Schwerpunkte bildeten wie zuvor die Naturwissenschaften einerseits und die Sprachen andererseits, angefangen von Latein bis zu den modernen Fremdsprachen.

Nach dem frühen Tod des beliebten Schulleiters Stratmann übernahm 1978 Dr. Marianne Kriesche die Leitung der Schule mit neuen Aufgaben. Die



Schulhof in Richtung Haupteingang.

Gestaltung der Unterrichtsarbeit hier wie an den anderen Gymnasien wurde seit 1977/78 maßgeblich bestimmt durch die „Reformen zur neugestalteten Oberstufe“ und 1986 durch die „Reform der Reform“.

In den Folgejahren trugen die neuen Bildungspläne weiteren Entwicklungen Rechnung. Mit der „Informationstechnischen Grundbildung“ wurden den Schülern die nötigen Grundkenntnisse und Fertigkeiten im Umgang mit dem Computer vermittelt. Im Fremdsprachenunterricht legte man den Schwerpunkt auf die Kommunikationsfähigkeit, und hier wie in den gesellschaftswissenschaftlichen Fächern wurde der europäische Einigungsprozess in die didaktische Zielstellung mit einbezogen. Der fächerverbindende und fächerübergreifende Unterricht sollte ein ganzheitliches Erleben der Welt fördern. Die Anforderungen unserer Zeit machen es nötig, dass der Abschluss am Gymnasium den Absolventen einerseits alle Möglichkeiten einer beruflichen Ausbildung und andererseits die uneingeschränkte

Studierfähigkeit bietet. Daher sind Kontakte zur heimischen Wirtschaft unabdingbar.

Unternehmensbesichtigungen, Fachvorträge und kurze Berufspraktika am Ende der Mittelstufe dienen als Entscheidungshilfen für die Kurswahl in der Oberstufe und die spätere berufliche Laufbahn. Die berufsorientierten Unternehmungen in den Klassenstufen 10 und 11 und die Studieninformationen der Oberstufenschüler gehen zurück auf die neuen Bildungspläne, die 1994 für die Klassenstufen 5–11 und 1995/96 für die Stufen 12 und 13 eingeführt wurden. Sie brachten Veränderungen in allen Lebens- und Wissensbereichen und eine stärkere pädagogische Ausrichtung der Schule. Die Anforderungen trafen bei unserer Schule auf eine bereits vorhandene Zielsetzung, nicht nur Wissen sondern auch Werte zu vermitteln: Eigenverantwortung, Sozialverhalten und Toleranz. Dies wird unterstützt durch das reiche Unterrichtsangebot der Schule, das neben den Pflichtfächern auch zahlreiche Arbeitsgemeinschaften enthält: Sprach-, Sport-, Musik- und



Die Südseite im Umbau.

Theater-AGs, die den Gemeinschaftsgeist stärken, Erfolge bieten und sich daher bei den Schülern großer Beliebtheit erfreuen. Die pädagogische Arbeit wird außerdem unterstützt durch zahlreiche außerunterrichtliche Veranstaltungen wie Landschulaufenthalte, Exkursionen, Studienfahrten und Austauschprogramme, welche die Schüler schon nach Frankreich, England, Italien, Russland, die U.S.A. und Australien geführt haben, um ihnen dort neue Welten zu erschließen.

Eine weitere Tradition aus den 80er Jahren entwickelte sich geradezu zum Markenzeichen des Gymnasiums am Hoptbühl, die „Schulhausverschönerung“ der Abiturienten, die sie mit ihren Abiturstreichen schufen. Sie verewigten sich mit Malerei und Plastik u.a. großen Gipsreliefs, dem Trabbi, dem Lebkuchenhaus, dem Smiley und dem „Hundertwasserportal“ in einem Gebäude, das aus grauem Sichtbeton errichtet war, bewiesen Kreativität, Gemeinschaftssinn und Dankbarkeit für die Schule, an der sie sich einmal wohlfühlten.

Als Dr. Marianne Kriesche 1996 in den Ruhestand trat, übernahm Dr. Wilhelm Seiler die Schulleitung, die er bis 2011 innehatte. Auch während seiner Amtszeit setzte sich die Reihe von Neuerungen und Veränderungen fort. So wurde Ende der 90er Jahre die Profilbildung eingeführt, die neben den herkömmlichen Hauptfächern den Schülern weitere Schwerpunktfächer zur Wahl stellt.

Seither werden am Gymnasium am Hoptbühl neben dem Fach Naturwissenschaft und Technik, Italienisch und speziell und einzig in der Region Bildende Kunst angeboten. Besonders letzteres Fach findet bei den Schülern großen Anklang. Die nächsten Gymnasien mit Kunstprofil befinden sich erst wieder in den Universitätsstädten Freiburg, Konstanz und Tübingen.

Das neue Jahrhundert begann für die Schule mit einem Paukenschlag, als Mitte 2001 bei einer Materialuntersuchung der Schadstoff PBC im Schulgebäude nachgewiesen wurde. Dieser Befund



Die wiederbergestellte Südseite.

fürte zu größter Unruhe und Aufregung in der Schule. Es bildete sich eine Elterninitiative „Gesunde Schule“, die weitere Schadstoffuntersuchungen und Raumluftmessungen forderte. In zahlreichen Diskussionsrunden mit den städtischen Behörden wurde die Alternative Neubau oder Sanierung der Schule erörtert. Schließlich entschied sich die Stadt für die noch etwas kostengünstigere Generalsanierung für 11 Millionen Euro, was bedeutete, dass das gesamte Gebäude bis auf das Betonskelett ausgekernt werden musste. Das war nicht möglich, ohne die Schule zu räumen und mit der ganzen Einrichtung umzuziehen. Als Ausweichquartier fand man schließlich das Brigach-Business-Center in der Forsthausstraße. Um Geld zu sparen, wurde der Umzug von Schülern, Lehrern und Eltern übernommen, eine großartige Gemeinschaftsleistung. Danach musste zwei Jahre unter Lärmbelästigung und räumlicher Enge unterrichtet werden, bis Mitte 2005 die Sanierungsarbeiten, wie geplant, abgeschlossen waren. Nun konnte die Schule in das wiederhergestellte Gebäude zurückkehren. Wiederum übernahm die Schulgemeinschaft den Umzug. Man

kam in ein neugestaltetes Gebäude. Es besitzt einen gläsernen Dachaufbau im 2. Obergeschoss, in den das Lehrerzimmer einbezogen wurde, ein Sekretariat mit Innenhof, raumhohen Verglasungen in den Klassenzimmern, ein neukonzipiertes Erdgeschoss und rote Linoleumfußböden. Ein Haus, das höchsten schulischen Ansprüchen genügt und darüber hinaus dringenden Notwendigkeiten entspricht, spornt an, hier gerne und erfolgreich zu lehren und zu lernen. So waren bald eine neue Ordnung und ein neues Engagement spürbar. Sie wurden erforderlich für eine weitere Herausforderung, die Einführung des achtjährigen Gymnasiums G 8, dessen erste Stufe 12 neben dem letzten G 9 Jahrgang im Schuljahr 2011/12 das Abitur ablegte.

Die Verkürzung der Schulzeit um ein Jahr bedingt verstärkten Nachmittagsunterricht, für den auch eine ganztägige Betreuung der Schüler bereits ab der Unterstufe erforderlich ist. So hat sich das Gymnasium am Hoptbühl auf den Weg zur Ganztagschule begeben, die allerdings noch nicht genehmigt ist. Es besteht aber bereits ein Ganztagsangebot: kostenlose Hausaufgabenbetreuung



Das Klassenzimmer der Klasse 5d.

Fotos: Gymnasium am Hoptbühl

für die Unterstufe und die Ausgabe eines warmen Mittagessens, das in Ermangelung einer Mensa im Aufenthaltsbereich der neuen Aula eingenommen werden kann.

Seit dem Sommer 2011 übernahm die neue Schulleiterin Simone Duelli-Messmer die Gestaltungsaufgaben der Schule. Sogleich wurde sie mit einer weiteren Veränderung konfrontiert: dem Wegfall der Grundschulempfehlung ab dem jetzt begonnen Schuljahr, einer Maßnahme, für die noch Erfahrungen gesammelt werden müssen.

Die Geschichte des Gymnasiums am Hoptbühl während der letzten vierzig Jahre ist geprägt von der Polarität zwischen Theorie und Leben, zwischen Geistes- und Wirklichkeitsorientierung.

Neben der kontinuierlichen Vermittlung elementarer Grundkenntnisse, Grundfertigkeiten und Werteinstellungen wurden den Fächern immer neue Aufgaben zugeteilt. Jedoch dürfen Reformen

und Neuerungen, die der derzeitige technologische, soziale und gesellschaftliche Wandel erforderlich macht, nicht das ausgewogene Verhältnis zwischen Beharren und Verändern stören.

Auch im zeitgemäßen Unterricht bleibt das bereits in der Vergangenheit bewährte Ziel bestehen: „Nicht für die Schule, sondern für das Leben zu lernen.“

Ausgewählte Literatur:

Roder, Christian: „Das Schulwesen im alten Villingen“ (beruhend auf den Akten des Stadtarchives Villingen Lit 007), Villingen 1892.

Glunk, M.: Überblick über das Schulwesen in Villingen von den Anfängen bis zur Schulrenovation (1800), in: Gymnasium am Hoptbühl Villingen-Schwenningen, Villingen-Schwenningen 1973.

Fuchs, J.: Übersicht über die neuere Schulgeschichte, in: Gymnasium am Hoptbühl Villingen-Schwenningen, Villingen-Schwenningen 1973.

Kriesche, M.: Das Schulwesen in Villingen-Schwenningen, in: Villingen und Schwenningen Geschichte und Kultur, Villingen-Schwenningen 1998.

Kollmann, M.: Beispielhafte Generalsanierung, in: Gymnasium am Hoptbühl Villingen Schwenningen, Villingen-Schwenningen 2007.

Adolf Schleichers letzte Pilgerfahrt

Hermann Colli

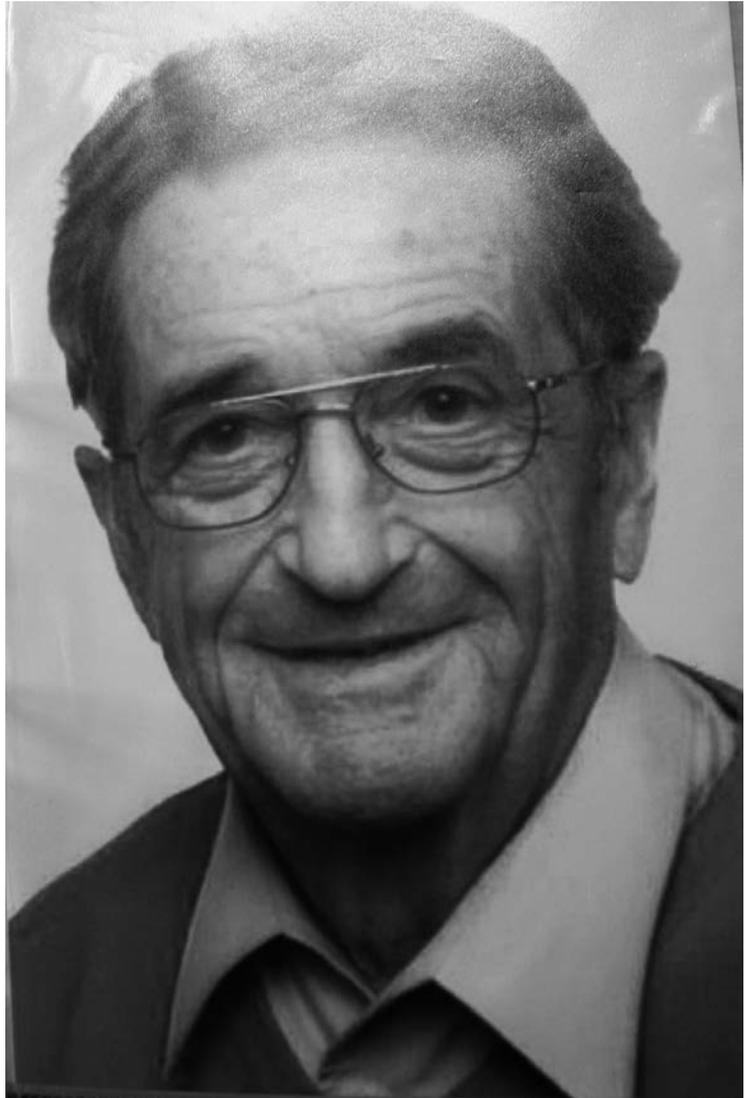
Nachruf auf engagierten Bürger und Geschichtsfreund

Ein halbes Jahr vor seinem Tod führte Adolf Schleicher noch eine große Pilgerschar von Villingen aus zur Wallfahrtskirche auf den Dreifaltigkeitsberg. Jetzt hat er selbst seine letzte große Pilgerfahrt angetreten. Er starb im Alter von 75 Jahren. Um ihn trauern neben seiner Frau Helga und den Angehörigen der Familie auch die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

Er hatte die traditionelle Fußwallfahrt auf Initiative des Geschichts- und Heimatvereins (GHV) vor 19 Jahren wieder ins Leben gerufen und in dieser Zeit hunderte von Fußwanderern über den rund 30 Kilometer langen Nachtmarsch zum Spaichinger Hausberg geführt, wo einem Gelübde von 1763 gemäß, die Villingen alljährlich Dank sagen für Rettung aus einer schweren Viehseuche.

Adolf Schleicher ist ein waschechter Villingener: Hier geboren, aufgewachsen, zur Schule gegangen, begann er eine Lehre bei Binder Magnete. In 44 Jahren arbeitete er sich als Techniker hoch bis zum angesehenen Abteilungsleiter mit Handlungsvollmacht. 1994 trat er in den Ruhestand.

Für den umtriebigen Villingener hieß das aber nicht, die Hände in den Schoß legen. Er engagierte sich auf vielen Gebieten für die Allgemeinheit. Ministerpräsident Erwin Teufel zeichnete Schleicher für sein Engagement mit der Landes-Ehrendnadel aus.



Er war aktiv in mehreren Vereinen. Als Jugendlicher in der Stadtmusik spielte er Klarinette. Bei Kolping war er aktiv, besonders in der Nikolausaktion. Er war Mitglied im Katholisch Kaufmännischen Verein (KKV). Im Geschichts- und Heimatverein gehörte er viele Jahre dem Beirat an.

Ein Vierteljahrhundert wirkte er im Pfarrgemeinderat von Heilig Kreuz. Dort gründete er die Heilig-Kreuz-Wandergruppe mit der er rund 30 Jahre lang jeden Monat unterwegs war. Dass ein solcher „Berufswanderer“ auch den internationalen Pilgerweg zum Grab des heiligen Jakobus im spanischen Santiago de Compostela unter die Füße nahm, ist fast eine Selbstverständlichkeit.

Bei allen Aktivitäten war seine Kamera dabei, mit der er viele meisterhafte Fotos schoss, die er bei zahlreichen Diavorträgen vorführte.

Bei seiner Beerdigung am 15. November 2010 auf dem Villingener Friedhof würdigte der Erste Vorsitzende des GHV, Günter Rath, vor einer großen Trauergemeinde die Verdienste des Verstorbenen.

„Nichts anderes fällt uns im Leben so schwer, wie das Abschiednehmen von einem lieben Menschen, den wir kennen und schätzen gelernt haben, mit dem wir ein Stück des Lebens gemeinsam gegangen sind,“ sagte der Vorsitzende. „Adolf Schleicher war für den Geschichts- und Heimatverein immer da, wenn dieser ihn gerufen hat. Über 15 Jahre hat er im Beirat des Vereins mitgearbeitet, uns mit seinen Ideen bereichert und mit seiner Tatkraft freundlich und stets loyal unterstützt. Er hat die Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg angeregt und gemeinsam mit dem Geschichts- und Heimatverein und der Münsterpfarrei wieder ins Leben gerufen. Diese ganzen Jahre hat er sie auch vorbereitet, geleitet und geführt. Als Stadtführer



Adolf Schleicher an einem Ort seiner Heimatstadt, den er besonders liebte: Vor der Sandsteinplastik „Jakobus krönt zwei Pilger“ im Villingener Münster Unserer Lieben Frau.

war er einer der ersten, der vielen Menschen die Sehenswürdigkeiten und die Geschichte seiner Heimatstadt Villingen gezeigt und nahe gebracht hat. Seine Erfahrung als Wanderführer war uns bei der Errichtung des Geschichts- und Naturlehrpfads auf Villingener Gemarkung überaus hilfreich.“

Der Geschichts- und Heimatverein nimmt in Trauer Abschied von Adolf Schleicher. Mit Respekt und Liebe verneigen wir uns vor ihm und denken bei aller Trauer auch mit Dankbarkeit daran, dass ihm langes Leiden erspart blieb, so Günter Rath.

Flagge zeigen bei der Wallfahrt

Hermann Colli

Mit neuem Banner zum Dreifaltigkeitsberg



Eine Fahne für die Gruppe der Fußwallfahrer nahm Konrad Fließ (rechts) aus den Händen des Vorsitzenden des Geschichts- und Heimatvereins, Günter Rath, entgegen.

Was Pfarrer Kurt Müller und der Geschichts- und Heimatverein Villingen (GHV) 1994 anregen, ist zu einer echten und lebendigen Tradition geworden: Die Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen, die jeweils am Montag nach dem Dreifaltigkeitssonntag stattfindet.

Die Villingener pilgern bereits seit 1764, als eine schwere Viehseuche im Land herrschte, zum Heiligtum auf dem 983 Meter hohen Spaichinger Hausberg. In den letzten Jahrzehnten wohl hauptsächlich per Auto, Bus oder Fahrrad. Nur Einzelne machten sich zu Fuß auf den über 30 Kilometer langen Gewaltmarsch, den die Vorfahren vor 248

Jahren zum ersten Mal auf sich nahmen, um aus Dankbarkeit für die Hilfe während der Viehseuche ein Motivbild zu stiften. Sie legten das Gelübde ab, jedes Jahr hierher zu kommen.

An dieses Ereignis erinnerte Pfarrer Kurt Müller 1994, damals noch Münsterpfarrer und Dekan, in einem Vortrag des Geschichts- und Heimatvereins zum Thema „Motivbilder und Motivgaben“ (GHV Jahreshft XIX 1993/94). In der Diskussion wurde angeregt, die Fußwallfahrt mit Unterstützung des GHV wieder zu beleben.

Mit dem Beiratsmitglied und engagierten Wanderführer Adolf Schleicher fanden die

Geschichtsfreunde auch gleich den Mann, der den Gedanken aufnahm und engagiert in die Tat umsetzte. (Siehe auch Beitrag in diesem Heft: „Adolf Schleichers letzte Pilgerfahrt“). 18 Jahre lang organisierte er den Marsch durch die Nacht vom Bickenkreuz in Villingen zur Wallfahrtskirche auf den Dreifaltigkeitsberg. Bei der ersten Tour waren es 18 Teilnehmer, ihre größte Zahl war 78.

Bei Wind und Wetter führte Adolf Schleicher die Pilgerinnen und Pilger sicher und fachkundig zum Ziel.

Mit dabei von Anfang an ist Konrad Flöß, der jetzt mit Unterstützung des GHV für die Fußwallfahrer ein Banner erstellen ließ. „Wir wollen im wahrsten Sinn des Wortes Flagge zeigen und zu erkennen geben, wer wir sind und was wir tun“, begründet er die Anschaffung der Fahne. Sie soll auch an Adolf Schleicher erinnern, der als „Vater“ dieser beliebten Pilgergruppe bezeichnet werden kann. Günter Rath, Vorsitzender des GHV: „Diese Fahne soll auch ein Zeichen dafür sein, dass wir bemüht sind, heimische Traditionen wach zu halten und diesbezügliche Aktionen zu unterstützen“.

2012 waren die Fußwallfahrer zum ersten Mal mit dem neuen Banner unterwegs. Nach langem Marsch, bei widrigem nasskaltem Wetter, zog die



Zum ersten Mal war die neue Fahne der Fußwallfahrer beim nächtlichen Marsch auf den Dreifaltigkeitsberg dabei.

Gruppe, die inzwischen zu einer echten Gemeinschaft zusammengewachsen ist, feierlich in die Dreifaltigkeitskirche ein, wo Dekan und Münsterpfarrer Josef Fischer die Fahne im Festgottesdienst weihte.



Die Pilgergruppe aus Villingen beim Einzug in die Dreifaltigkeitskirche.



Dekan und Münsterpfarrer Josef Fischer weihte die Fahne im Festgottesdienst.

Beim Hauck kaufte schon die Oma ein

Traditionsgeschäft am Oberen Tor / Lebendige Familiengeschichte

Marga Schubert



In der Oberen Straße in Villingen, direkt am Oberen Tor, steht das Haus der Firma Hauck.

„Wo isch au d’Katz?“ fragen die Kunden seit Wochen verdutzt, bevor sie sich ihren geplanten Einkäufen im Fachgeschäft Hauck beim Oberen Tor zuwenden. Komische Frage, wenn man eigentlich einen Pulli oder einen Schlafanzug kaufen will. Nun ja, der Kater Ramses war eben der Liebling aller Kunden und fristete ein fröhliches Dasein zwischen Hemden, Schürzen und Unterwäsche. Nun ist er leider im gesegneten Katzen-Alter von 13 Jahren gestorben. Doch das Textil-Fachgeschäft Hauck, Obere Straße 35, in dem der Kater Ramses zum Inventar gehörte, das „lebt“ nun bereits seit fast 80 Jahren und ist auch so lange im Familienbesitz. Werner Hauck führt das Geschäft

mit einem derart breiten Angebot, wie es das ansonsten kaum noch so konzentriert gibt, bereits seit 50 Jahren in der dritten Generation.

Es gibt sie also noch, die traditionsreichen Einzelhandelsgeschäfte zwischen all den zahlreichen Filialen der großen Supermärkte und Einkaufszentren. Und sie sind, wie Hauck, unverzichtbar. Denn wie oft hört man den guten Rat von Freunden, wenn man etwas spezielles in der Vielzahl von Geschäften einfach nicht findet: „Guck doch mal bei Hauck am Oberen Tor“. Denn wo gibt es bitteschön zum Beispiel noch die guten alten Kittelschürzen für die Küchenarbeit, die manch ältere Hausfrau einfach nicht missen will.

Oder die Hosenträger für den Opa mit Knöpfen statt mit „dem neumodischen Zeugs“, den Clips, oder Stofftaschentücher, Ärmelhalter, rote Kniebundhosenstrümpfe zum Wandern, Wäscheetiketten mit besticktem Namen, die Schüler im Internat oder Senioren im Altenheim zur Kennzeichnung ihrer Wäsche benötigen. Oder mitten im Sommer Schnurrbart und Zylinder für eine Theateraufführung, oder 40 fastnächtliche Ringelhemden für einen Verein, der seine Mitglieder einheitlich zum Sommerfest damit ausstaffieren will. „Was nicht vorrätig ist, wird besorgt“, lacht Werner Hauck. Er kennt die Hersteller und Vertriebsfirmen, wo er die diversen Wünsche seiner Kunden erfüllen kann.

Doch das gilt natürlich nicht nur für das Raritäten-Kabinett. Denn das Hauptsortiment bei Hauck liegt im Qualitätsangebot für den „Kunden 50 +“, in Markenwaren namhafter Hersteller, von Unterwäsche, Socken, Pullovern, Freizeitkleidung oder Reha-Ausstattung für die Kur für Damen und Herren. Das läuft immer gut, freut sich Werner Hauck und lacht: „Bei mir kaufen halt keine Teenies und Modedefreaks“ – wobei das Angebot durchaus alles andere als „altbacken“ gilt, sondern eben für die Altersklasse „50 +“ der Mode angepasst ist.

Und wohl einzigartig im Umkreis und ein wichtiges Standbein des Sortiments ist das Hauck-Angebot an Berufskleidung – und das komplett von der Ausstattung für Köche, Ärzte, medizinisches Fachpersonal in Labors oder Massagepraxen in Weiß, genauso wie Overalls für Müllfahrer und Werkshofmitarbeiter in leuchtendem Orange, oder für Schornsteinfeger die schwarze Dienstkleidung. Nicht zu vergessen den „blauen Anton“ in allen Variationen für alle Arbeitenden und Hobbyhandwerker. Zum Koch gehört natürlich die passende Kochmütze, zum Ober der Geldbeutel zum Kassieren, für Arbeiter selbstverständlich Arbeitsschuhe mit Stahlkappen. Hauck stattet die arbeitenden Menschen komplett aus.

Der gute Rat: „Guck doch mal bei Hauck“ ist meistens erfolgversprechend. Und das auch ganz besonders in der fünften Villingener Jahreszeit, der Fasnacht. Denn da ist Hauck eine Top-Adresse.

Werner Hauck selbst war selbstverständlich in jüngeren Jahren, wie es sich für einen alteingesessenen Villingener gehört, im Narro-Häs.

„Natürlich haben wir uns im Laufe der Jahrzehnte den Kundenwünschen angepasst“, meint der Geschäftsmann. Auch bei Hauck geht man bei Bekleidung selbstverständlich in Farbe und Form mit der Mode – nur etwas dezenter – und nur dass es eben die Raritäten vergangener Zeiten als Randsortimente auch noch gibt.

Eine Neuheit, die bei den Kunden sehr gut ankommt: Geschenke aus Frotteetüchern gebastelt. Statt Blumen werden diese kleinen Kunstwerke immer beliebter. Da gibt es Hochzeitstorten mit goldenen Ringen, rosa Schnecken mit Schnuller zur Geburt, Männergeschenke aus Frottee mit einem echten Fläschchen Tannenzäpfle oder Kirschwasser garniert und vieles mehr. Gerne macht die kreative Mitarbeiterin Anita Forkel, die diese Frottee-Geschenke fertigt, auf Wunsch auch Sonderanfertigungen.

Nun ist der Firmeninhaber Werner Hauck zwischenzeitlich selbst 71 Jahre alt, hat keine Nachkommen. „Wenn ich aufhöre, wird das Geschäft vermutlich nicht weiterbestehen“, meint er. Denn ein derartiges Geschäft kann man nur mit viel Herzblut und dem Verzicht auf viel Freizeit führen. Wenigstens hat Werner Hauck, solange seine Eltern noch lebten, seine Chancen genützt und war auf Reisen in der ganzen Welt unterwegs – in Brasilien, Singapur, Peru, Thailand, usw. Davon kann Werner Hauck heute noch zehren und träumen, denn später war das nicht mehr möglich. Doch das Fernweh treibt den 71-Jährigen immer noch um. „Ich will schon noch mal fort“, meint er zuversichtlich.

Familiengeschichte ist auch Stadtgeschichte

Das Haus Obere Straße 35 ist über 250 Jahre alt. Es wurde zwischen 1750 und 1800 als landwirtschaftliches Anwesen mit Stallungen gebaut. Viel später war hier ein Kolonialwarengeschäft Thoma angesiedelt. Seit 1934 ist das Haus im Hauck'schen Familienbesitz und Emma Hauck, die Großmutter väterlicherseits des heutigen Geschäftsführers Werner Hauck, betrieb ein Kurz- und Wollwaren-



Werner Hauck in seinem Geschäft.

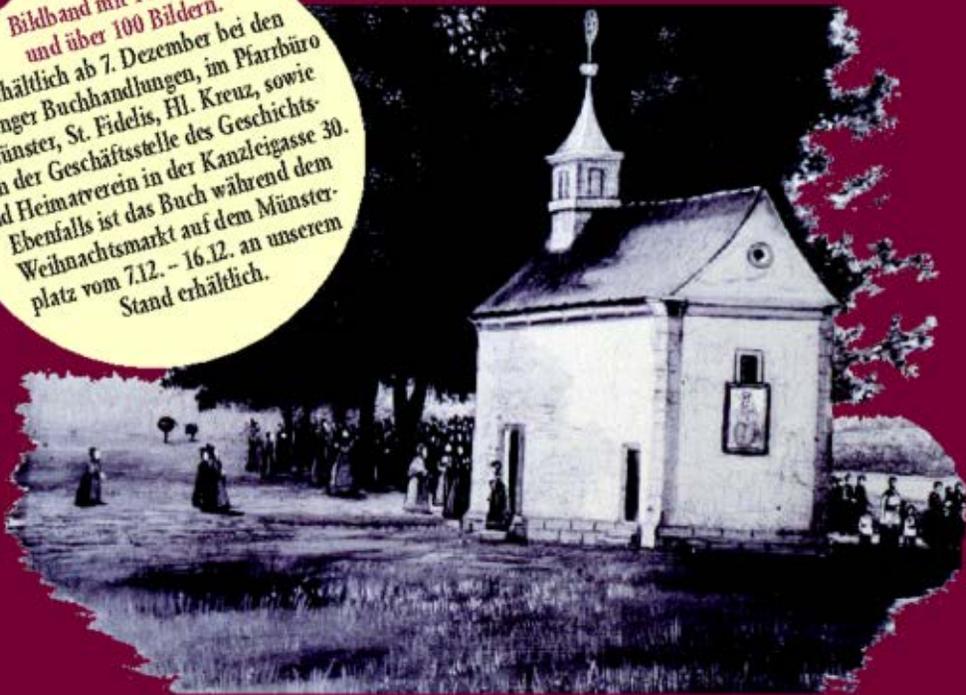
geschäft. Später übernahmen in zweiter Generation Ernst und Frida Hauck das kleine Läden, das 1967 umgebaut und 1984 wesentlich erweitert wurde. Im Hinterhof wurden Wände durchbrochen und das Gebäude „um die Ecke“, Josefgasse 2, in dem damals das Hutgeschäft Schweiner eine gute Adresse für Kopfbedeckungen war, mit in die Geschäftsräume von Hauck integriert. Heute ist dieser Teil die Abteilung für Arbeitsbekleidung als wichtiges Standbein im Sortiment. Seit 50 Jahren führt Sohn Werner Hauck das Geschäft, das nicht nur gute Zeiten erlebt hat und in zwei Jahren 80 Jahre alt wird. In Kriegszeiten total ausgeplündert,

musste Vater Ernst Hauck, um wieder einen Warenbestand zu bekommen, in die Fabriken fahren und alles, was noch aufzutreiben war, einkaufen. Die Menschen hatten nach dem Krieg ja nichts mehr. Erstes Gebot bei Hauck blieb all die Jahrzehnte der Anspruch auf Qualität. Und so entwickelte sich bis Ende der 60er Jahre eine „goldene Zeit“ für Hauck, die großen aufstrebenden Firmen kauften für ihre Mitarbeiter Arbeitskleidung en gros, die Menschen verdienten wieder Geld. Das Geschäft wurde immer mehr den veränderten Einkaufsgewohnheiten der Kunden angepasst.

Große und kleine Gotteshäuser beider Konfessionen in Villingen-Schwenningen

PFARR- UND KLOSTERKIRCHEN
UND DER KRANZ KLEINER KAPELLEN

Bildband mit 144 Seiten
und über 100 Bildern.
Erhältlich ab 7. Dezember bei den
Villinger Buchhandlungen, im Pfarrbüro
Münster, St. Fidelis, Hl. Kreuz, sowie
in der Geschäftsstelle des Geschichts-
und Heimatverein in der Kanzleigasse 30.
Ebenfalls ist das Buch während dem
Weihnachtsmarkt auf dem Münster-
platz vom 7.12. - 16.12. an unserem
Stand erhältlich.



Bilder und Texte:

Dekan Kurt Müller

Herausgeber:

Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.

Der **Weihnachtsmarkt** am Ende des Jahres 2011 war wieder ein großer Erfolg. Neben dem Verkauf unserer Schriften wurde viel „Selbstgemachtes“ angeboten. Der Erlös wurde, wie im vorigen Jahr, für das geplante Palliativzentrum gespendet (*Abb 1*).



Abb. 1: Spendenübergabe des Geschichts- und Heimatvereins im Villingen Klinikum an den Verein „Palliativ-Zentrum-VS e.V.“. Von links: GHV-Schatzmeister Hasko Froese, Palliativ-Schatzmeisterin Juliane Tritschler, GHV-Vorsitzender Günter Rath, Chefsekretärin Sonja Gutzeit, GHV-Beiratsmitglied Hermann Schubbauer und Professor Dr. Wolfram Brugger.

Mit einem Auftakt nach Maß begann die Veranstaltungsreihe des Geschichts- und Heimatvereins im Jahre 2012.

Den Anfang machte Margot Schaumann mit ihrem Vortrag „**Alte Jungfer im Wandel der Zeit**“. Die amtierende „Oberjungfer“ verstand es, vor über 200 Gästen humorvoll und anschaulich die Geschichte und Entwicklung der „Alten Jungfer“ zu beschreiben. Begleitet wurde ihre Erzählung von z.T. alten Fotos, auf denen sich manche der anwesenden Frauen selbst oder ihre Mutter, Großmutter oder Bekannte wieder erkannte. Bevor der GHV zu einem kleinen Sektempfang einlud, glänzte Margot Schaumann noch mit einer vortrefflichen Darbietung als „Es Burewieb us de Schone“, die alle Lachmuskeln strapazierte.

Dass der Geschichts- und Heimatverein Kunst und Kultur der Stadt unterstützt und Stadtgeschichte transparent und erfahrbar macht, unterstrich der Vorstand deutlich, indem er dem Museum 3000 € für die **Restaurierung eines Historienbildes** spendete, das Albert Säger 1901 malte. Dieses Bild ist in einem schlechten Zustand, aber unbedingt erhaltenswert. Es ist 3,30 m breit und 1,80 m hoch und zeigt den **Einzug von Kaiser Maximilian in Villingen im Jahre 1499**. Es hing einst im Bürgerlichen Brauhaus „Maierhof“ und nach der Restaurierung kann dieses großflächige Gemälde in der renovierten Zehntscheuer wieder bewundert werden (*siehe Bericht Seite 8 und Titelbild*).

Am 9. Februar sprach Michael Buhlmann vor aufmerksamen Zuhörern über „**Geistliche Gemeinschaften im mittelalterlichen Villingen**“. Er zeigte auf, wie seit dem 13. Jh. bis zur Säkularisation um 1800 die Klöster wichtige Aufgaben in Seelsorge und Schule wahrnahmen. Zugleich unterhielten Klöster der näheren Umgebung Verbindung zur Stadt. Manche besaßen Pfleghöfe, von denen aus sie ihren Grundbesitz bei Villingen verwalteten. Michael Buhlmann machte deutlich, dass geistliche Gemeinschaften einen wichtigen Bestandteil des Lebens im alten Villingen darstellten.

Sigried Fiehn vom Amt für Stadtentwicklung der Stadt Villingen-Schwenningen referierte im März über „**Die untere Denkmalbehörde und ihre Aufgaben**“. Denkmalschutz und Denkmalpflege haben in unserer Stadt einen hohen Stellenwert. Anhand praktischer Beispiele aus der Stadt ging sie auf die Aufgaben der Unteren Denkmalbehörde ein. Einen weiteren Raum nahmen rechtliche und praktische Fragen des Denkmalschutzes, die Rechte und Pflichten eines Kulturdenkmaleigentümers und mögliche denkmalvertragliche Lösungen für



Abb. 2: Gruppenbild am Gewandhaus in Leipzig.

die verschiedenen Arten von Kulturdenkmalen in ihrem Referat ein.

Ebenfalls im März fand die jährliche **Mitgliederversammlung** statt mit dem Bericht des Vorsitzenden und dem Kassenbericht des Schatzmeisters. In ihren Ämtern für jeweils 2 weitere Jahre wurden der 2. Vorsitzende Helmut Kury und die Schriftführerin Helga Echle einstimmig bestätigt. Der GHV konnte auf ein erfolgreiches Vereinsjahr 2011 zurückblicken und eine insgesamt positive Bilanz vorlegen.

Gemeinsam mit dem Stadtarchiv lud der GHV zu einer außergewöhnlichen Veranstaltung ein mit dem Thema „Geschichte des polnischen Zwangsarbeiters Marian Lewicki (1908–1942) und seine Ermordung vor 70 Jahren“. Es war ein emotional berührendes Treffen, da auch Verwandte von Marian Lewicki anwesend waren und aus ihrer Sicht berichteten.

Von der **Großen Jahresexkursion nach Leipzig** unter der Leitung von Hasko Froese kehrten die Mitglieder mit beeindruckenden Erlebnissen zurück. In der alten Messestadt erlebten sie ein vielfältiges Programm, das von der Stadtrundfahrt und Stadtrundgängen bis zum Besuch des berühmten Auerbach-Kellers reichte. Bestiegen wurde das Völkerschlachtdenkmal und eine große Anziehungskraft übte die Altstadt mit ihren schmucken, renovierten Häusern aus. Besichtigt wurden natürlich auch die beiden berühmten Kirchen Nikolai- und Thomaskirche. Ein Höhepunkt der Leipzig-Reise war eine Führung im Gewandhaus (Abb. 2) in dem vor allem die Deckenmalereien und der



Abb. 3: Gruppenbild am Lutherhaus in Wittenberg (mit „Frau Käthe Luther“).

große Konzertsaal bestaunt wurden. Ein Tagesausflug in die Lutherstadt Wittenberg, wo Stadt- und Lutherkirche und das Lutherhaus (Abb. 3) besichtigt wurden, rundete das Programm ab.

Unterhaltsam und spannend führte uns Werner Mezger in „Zwei europäische Regionen und ihre Kulturkontakte – Tirol und Südwestdeutschland“ ein. Er führte aus, dass Tirol als eine Kernregion Europas und als traditioneller Kontakt zwischen Nord und Süd gilt. Es übt durch seine alpine und gleichzeitig mediterrane Prägung gerade für Besucher aus Südwestdeutschland eine magische Anziehungskraft aus. In seinem reich bebilderten Vortrag nahm Mezger die Zuhörer mit auf eine Reise in die Geschichte Tirols. Er erzählte über die ehemalige Zugehörigkeit zu Vorderösterreich, über Arbeitsmigration, natürlich über den Freiheitskampf und Andreas Hofer. Weitere „Berühmtheiten“ wie „Ötzi“, Luis Trenker und Reinhold Messner wurden ebenso angesprochen wie zuletzt – wie kann es anders sein – die Parallelen zur Fasnacht zwischen Tirol und Süddeutschland.

Unter der erprobten und zuverlässigen Führung von Pfarrer Alfons Weisser machte sich eine aufmerksame Gruppe zu einer **Halbtagesfahrt nach Beuron** auf (Abb. 4). Bereits im Bus erzählte Pfarrer Weisser, dass die Erzabtei St. Martin im Jahre 1077 als Augustiner Chorherrenstift gegründet wurde und nach einer wechselvollen Geschichte seit 1863 wieder besiedelt wurde. Bei der unterhaltsamen Führung in der barocken Abteikirche St. Martinus durch Bruder Lukas konnten die Teilnehmer den herrlichen Chor und die Gnadenkapelle mit einem



Abb. 4: Pfarrer Weisser mit der Besuchergruppe in Beuron.



Abb. 5: Die St.-Maurus-Kapelle in Beuron.

Bild aus dem 15. Jh. bewundern. Besucht wurde auch die unweit der Abtei liegende St.-Maurus-Kapelle (Abb. 5) mit ihrer symbolhaft einfachen, an frühchristlichen Vorbildern orientierten Ausschmückung.

Im Juni folgte eine gespannte Gruppe unserem Mitglied und Stadtführerin Wiltraud Natschinski einer „kleinen Stadtführung“ **Rund um Bächle und Brunnen**. In kurzweiliger Art wusste sie viel Wissenswertes zu Brunnen und Quellen und zur Wasserversorgung im mittelalterlichen Villingen zu erzählen.

Mehr als 60 Mitglieder besuchten im Juli unter der Leitung von Dekan i. R. Kurt Müller und Günter Rath eine der größten Klosteranlagen Deutschlands, die **Benediktinerabtei Ottobeuren** (Abb. 6 und 7) und die **Kartause in Buxheim**. Bereits auf der Hinfahrt machte Pfarrer Müller die



Abb. 6: Die Klosterkirche Ottobeuren.

Teilnehmer in der gewohnt sachkundigen und dennoch kurzweiligen Art mit der Geschichte der Benediktinerabtei Ottobeuren vertraut. Er berichtete von der Gründung und der Entwicklung des Ordens der Benediktiner, gab allgemeine Erklärungen zum Klosterleben, schilderte die Bauphasen des Klosters und der Kirche und beschrieb vorab einige Sehenswürdigkeiten im Innern der Kirche. Die Teilnehmer waren beeindruckt von der Pracht und der Weite der Basilika, in deren Zentrum das über 700 Jahre alte romani-



Abb. 7: Die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins vor der Basilika in Ottobeuren.



Abb. 8: Chorgestühl in der Kartause Buxheim.

sche Gnadenkreuz steht. Für die Villingen besonders interessant: das Chorgestühl, das von dem Villingen Kunstschreiner Martin Hermann gefertigt wurde, der unter anderem auch in der Benediktinerkirche in Villingen gewirkt hat. Auf der anschließenden Fahrt nach Buxheim führte Pfarrer Müller in die Entstehung des Ordens und das Leben der Kartäusermönche ein. Bei einem Rundgang dort beeindruckten die Anna-Kapelle und der fast 400 m lange Kreuzgang, beide von Dominikus Zimmermann gestaltet. Überwältigt waren die Besucher von dem Chorgestühl (Abb. 8), einem Kunstwerk von europäischem Rang, das eine bewegte Geschichte hat.

Die zweite Jahresexkursion befasste sich diesmal mit den Spuren der Ostkirche und ihrer Hauptstadt Konstantinopel, dem heutigen **Istanbul**, sowie mit den Resten des Osmanischen Reiches in der ehemaligen Hauptstadt Bursa.

Unter der Leitung von Klaus Weiss und Hasko Froese beeindruckte in Istanbul vor allem die Hagia Sofia, die unter Kaiser Konstantin erbaut wurde und als das wichtigste Bauwerk der Stadt und ein Zeugnis der byzantinischen Kunst gilt. Weitere Besichtigungsschwerpunkte waren die Sultan-Ahmed-Moschee, der Topkapi-Palast (Abb. 10), die Süleymaniye-Moschee sowie die Erlöserkirche des Choraklosters mit den beein-



Abb. 9: Die Blaue Moschee in Istanbul.

druckenden Mosaiken, aber auch die sichtbaren Unterschiede vom europäischen zum asiatischen Teil von Istanbul.

Eine Fahrt mit dem Schiff über das Marmarameer brachte die Reisenden nach Bursa, einer typisch anatolischen Stadt, in der man sehr gut das Wesen der osmanischen Kunst erkennen kann. Besichtigt wurden u. a. das Grabmal von Osman, dem Begründer der Dynastie und seiner Nachfolger, die Ulu-Moschee, aber auch ein Gang über den Seidenbazar gehörte zum Programm.



Abb. 10: Die Mitglieder des Geschichts- und Heimatverein vor dem „Tor der Begrüßung“ am Topkapi-Palast in Istanbul.



Abb. 11: Eine interessierte Zuhörerschaft im Campus Schwenningen.

Nach den Sommerferien traf sich eine Gruppe in Schwenningen auf dem Campus der **Hochschule Furtwangen** (Abb. 11). Unser Mitglied, der Rektor der Hochschule Professor Dr. Rolf Schofer erzählte anschaulich und engagiert von der Entstehung der Hochschule, die 1850 als Großherzogliche Badische Uhrmacherschule Furtwangen gegründet wurde, 1925 Badische Uhrmacherschule, Staatliche Höhere Fachschule für Groß und Taschenuhrmacherei, Feinmechanik und Elektromechanik wurde, 1947 Staatl. Ingenieurschule und 1971 Fachhochschule wurde. Das ehemalige Areal der Uhrenfabrik Kienzle in Schwenningen wurde 1988 umgewandelt zu einer Abteilung der FH Furtwangen. Die seit 1997 den Titel Hochschule für



Abb. 12: Hasko Froese bedankt sich im Namen der Besucher bei Professor Schofer für die Führung.

Technik und Wirtschaft tragende Anstalt hat insgesamt über 5000 Studenten. Sie schneidet hervorragend im internationalen Wettbewerb ab. Unter den deutschen Hochschulen liegt sie auf Platz 1.

Rektor Schofer (Abb. 12) zeigte den aufmerksamen Besuchern die Gebäude und einige Forschungsgeräte, darunter eine spezielle Herz-Lungen-Maschine. Abschließend bestaunten die Gäste die neuen Seminarräume im „Neckar-Tower“ und hatten von dort einen herrlichen Blick auf das abendlich beleuchtete Schwenningen.

Durch die Initiative des GHV Villingen fand im September eine **Benefizveranstaltung** in der Zehntscheuer zugunsten ihrer Renovierung durch die Narrozunft Villingen statt. An dem unterhaltsamen Abend strapazierten die „Hills-Angels“ und die „Alte Jungfer“, die beide kostenlos auftraten, die Lachmuskeln der Besucher. Die Zehntscheuer ist eines der ältesten bekannten Gebäude in Villingen und erhaltenswert, weshalb der GHV die Sanierung als förderungswürdig unterstützt. Zusätzlich zu dem Erlös des Abends überreichte der Verein eine Spende.

Der Besuch des legendären, über die Landesgrenzen hinaus bekannten **HGBS-Studios** glich einer Zeitreise in die 1960er Jahre. Damals wurden hier für die Label SABA und MPS viele hochkarätige analoge Tonaufnahmen gemacht. Auch heute sind wieder digitale und analoge Produktionen möglich. Das Studio wurde vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg mit dem Titel „Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung“ bedacht.

Ein gespanntes, begeistertes Publikum folgte den Erzählungen von Mathias Brunner-Schwer sowie der Zeitzeugin und Ehefrau des Begründers Marlies Brunner-Schwer.

Zum Abschluss spielten sowohl der Gastgeber als auch einer der Besucher auf dem „Herzstück“ des Studios, dem Bösendorfer Grand-Imperial-Flügel.

Zusätzlich in das Jahresprogramm aufgenommen war eine **Fahrt nach Mainz** unter der Leitung von Günter Rath. Die Hauptstadt des Bundeslandes Rheinland-Pfalz ist ein alter Kurfürsten- und Erzbischofssitz mit geschichtsträchtiger Vergangenheit.



Abb. 13: Der Dom zu Mainz (von der Seite aus gesehen).

Bei einer ausgezeichneten Stadtführung erlebten die Besucher Kultur und Geschichte des vom Barockstil geprägten Stadtbildes und folgten den Spuren berühmter Persönlichkeiten. So wurde z.B. das Gutenberg-Museum besucht, das eines der ältesten Druckmuseen ist und zum 500. Geburtstag von Johannes Gutenberg im Jahr 1900 gegründet wurde. Die Besichtigung des 1000jährigen Doms, der als eines unserer bedeutendsten und größten romanischen Bauwerke gilt, beeindruckte mit seinem Ostchor, den bronzenen Türflügeln des Marktportals sowie dem Reichtum an sehenswerten Grabmälern (Abb. 13). Ein weiterer Höhepunkt war der Besuch der gotischen Hallenkirche St. Stephan. Die 9 Glasfenster im Chor, geschaffen von Marc Chagall, in wunderbaren nuancenreichen Blautönen, riefen bei der Besuchergruppe große Bewunderung hervor (Abb. 14).

Gottesdienstbesuche am Sonntag in den zuvor besichtigten Kirchen rundeten diese geschichtlich lohnende Fahrt ab.

Als starker Besuchermagnet erwies sich die Fahrt zum **Museum Frieder Burda in Baden-Baden**, das der New Yorker Architekt Richard Maier geplant hat. Die Mitglieder des GHV waren beeindruckt sowohl von der attraktiven Architektur als auch von dem Ausstellungsprogramm des jungen Museumshauses. Bei einer Führung erhielten sie einen Eindruck von der z.Zt. stattfindenden Ausstellung „Tête-à Tête“ mit den Künstlern Fernand Leger und Henry Laurens. Durch eine



Abb. 14: Die Fenster von Marc Chagall in der Kirche St. Stephan in Mainz.

Stadtführung in Baden-Baden lernten die Besucher ein „Weltbad mit Vergangenheit“ kennen. Während des Rundgangs wurden sie mit der Geschichte und den Sehenswürdigkeiten der Stadt vertraut gemacht, so z. B. mit der Altstadt mit ihren romantischen Gassen, dem Bäderviertel und dem Kurviertel.

Im **Gedenkgottesdienst** am 6. November 2012 im Münster wurde der verstorbenen Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins gedacht.

Im Dezember nahm der Geschichts- und Heimatverein wieder mit einem eigenen Stand und verschiedenen Angeboten am bisher erfolgreichen **Villinger Weihnachtsmarkt** teil. Druckfrisch wurde das von Kurt Müller verfasste Buch über Kapellen ausgelegt und empfohlen.

Mit dem vorweihnachtlichen, stimmungsvollen **Besinnlichen Abend** verabschiedete sich ein vielfältiges, gelungenes Vereinsjahr 2012.

JANUAR

15. Januar 2013

Margot Schaumann
Noch einmal „Alte Jungfer“

30. Januar 2013

Günter Rath
Besuch im Narrenschopf Bad Dürrhein
mit der Schemenausstellung von
Manfred Merz

FEBRUAR

28. Februar 2013

Gerlind Maske-Lange, Andreas Flöß
Die renovierte Johanneskirche in Villingen

MÄRZ

14. März 2013

Jahreshauptversammlung

21. März 2013, 15.00 Uhr

Hans-Georg Enzenroß, Peter Grabherr
Das neue Klinikum, Führung

APRIL

11. April 2013

Ina Sahl
Die Theaterkulissenfunde –
ein historischer Kultur-Krimi aus Villingen

24. April 2013

Kurt Müller, Günter Rath
Tagesexkursion nach Weingarten (Basilika)
und Ravensburg (Humpis-Quartier)

MAI

6. bis 13. Mai 2013

Günter Rath
Südengland mit London

27. Mai 2013

Ewald Gwosch
Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg

JUNI

Juni 2013

Lambert Hermle, Gunther Schwarz
Gespielte Stadtführung:
Remigius Mans, genannt Romäus,
gefallen vor 500 Jahren bei Navarra

12. Juni 2013

Kurt Müller, Günter Rath
Auf den Spuren von Klaus Ringwald,
Tagesfahrt nach Mannheim

JULI

12. bis 14. Juli 2013

Günter Rath
Dreitagesfahrt nach Metz und Nancy

AUGUST

31. August bis 7. September 2013

Klaus Weiß, Günter Rath
Kultur und Geschichte im Piemont

SEPTEMBER

September 2013

Ernst Reiser

Nordstetten, seine Geschichte und seine Höfe

18. September 2013

Eberhard Härle

Tagesfahrt zur Kalchreuter Sammlung in Bonndorf-Glashütte und Bummel auf dem Philosophenweg mit dem Sohn von Martin Heidegger

OKTOBER

Oktober 2013

Helmut Kury, Wendelin Renn

Führung in der Städtischen Galerie

Oktober 2013

Ute Schulze

Führung im Stadtarchiv

NOVEMBER

5. November 2013, 18.30 Uhr

Gedenkgottesdienst im Münster
für unsere verstorbenen Mitglieder

November 2013

Ina Sabl, Michael Hütt

Die Theaterkulissenfunde –
ein historischer Kultur-Krimi aus Villingen
Führung durch die Ausstellung

November 2013

Kurt Müller

Klöster in Villingen und der Region

DEZEMBER

Dezember 2013

Weihnachtsmarkt auf dem Münsterplatz

13. Dezember 2013

Besinnlicher Abend

Bestandsliste über die noch erhältlichen Jahreshefte und Bücher – herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein e.V. Villingen

Folgende Jahreshefte und Bücher usw. können noch käuflich in der Geschäftsstelle des Vereins, Kanzleigasse 24, erworben werden. Öffnungszeiten jeweils Samstag von 10.30 bis 12.00 Uhr.

Jahresheft 1977	Jahresheft 1991/92	Jahresheft 1999/2000	Jahresheft 2007
Jahresheft 1978/79	Jahresheft 1992/93	Jahresheft 2001	Jahresheft 2008
Jahresheft 1986/87	Jahresheft 1993/94	Jahresheft 2002	Jahresheft 2009
Jahresheft 1987/88	Jahresheft 1995/96	Jahresheft 2004	Jahresheft 2010
Jahresheft 1988/89	Jahresheft 1996/97	Jahresheft 2005	Jahresheft 2011
Jahresheft 1990/91	Jahresheft 1997/98	Jahresheft 2006	Jahresheft 2012

Bei dem Jahresheft 1990/91 handelt es sich um das Buch „Das Leben im alten Villingen – Alte Ratsprotokolle erzählen ... 1830–1930“. Das Buch wurde von Dr. Ulrich Rodenwaldt bearbeitet. Über 370 Seiten Villingener Stadtgeschichte. Preis: 8,- Euro.

Das Sonderheft zum Stadtjubiläum 1999 wird kostenlos abgegeben, solange Vorrat reicht.

Ebenfalls erhältlich ist eine Broschüre von Werner Huger mit dem Titel „300 Jahre –

Marschall Tallard belagert Villingen“.

Zum Thema „50 Jahre Bundesrepublik Deutschland – Die Entwicklung im Schwarzwald-Baar-Kreis“ sind Schülerarbeiten als Broschüre erschienen, die auch bei uns erhältlich ist.

Das neue Inhaltsverzeichnis und Autorenregister der Jahrgänge 1975 bis 2010 wird ebenfalls wieder angeboten. Der Preis für die Jahreshefte und das Inhaltsverzeichnis beträgt jeweils 4,- Euro.

Die Autoren

Klara Allgeier, geboren 1943 in Schramberg, Fremdsprachen-Sekretärin, zuletzt bei Firma Winkler in Villingen.

Dr. Anita Auer M.A., geboren 1961 in Säckingen, studierte Kunstgeschichte und Germanistik in Heidelberg und Stuttgart. Magisterarbeit über klassische Damenmode in Baden und Württemberg. Dissertation über einen Modeschöpfer des 20. Jahrhunderts. Verschiedene Werkverträge am Württembergischen Landesmuseum Stuttgart und am Ulmer Museum. Seit 1991 wissenschaftliche Mitarbeit am Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen. Seit 2000 Museumsleitung gemeinsam mit Dr. Michael Hütt.

Dr. Edith Boewe-Koob, geboren in Frankfurt/Main, in Villingen aufgewachsen, studierte nach zwei Staatsexamen in Klavier und Gesang an der Universität Freiburg Musikwissenschaft, Lateinische Philologie des Mittelalters und Geschichte. Sie promovierte über eine liturgische Handschrift des frühen 10. Jahrhunderts. Im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen untersucht sie bisher unbeachtet gebliebene Fragmente. Sie ist Mitglied im GHV.

Hermann Colli, Journalist, geboren 1934 in Warburg in Westfalen, kam 1957 nach Villingen. Redakteur beim Südkurier und Schwarzwälder Boten. Seit 1996 im Ruhestand. Heute freier Mitarbeiter bei verschiedenen Medien. Mitglied im GHV. Seit 2003 Ehrenmitglied.

Helga Echle, geboren 1944, geprüfte Sekretärin BDS, von 1974 bis 2004 Mitarbeiterin im Evang. Dekanat Villingen, seit 2010 Schriftführerin im GHV.

Hansjörg Fehrenbach, 1946 in Villingen geboren. Studium der Architektur an der Fachhochschule in

Konstanz. Bis 2011 beim Amt für Gebäudewirtschaft und Hochbau der Stadt Villingen-Schwenningen beschäftigt. Seit 1976 im Rat der Historischen Narrozunft. Mitglied im GHV.

Gerhard Graf, Karlsruhe, u.a. Verfasser der Wappenbücher des Landkreises Konstanz, des Neckar-Odelwald-Kreises sowie des Schwarzwald-Baar-Kreises, „Fahnschwinger“.

Carla Gramberg, geboren 1943, aufgewachsen in Hüfingen, lebte zwei Jahre im Ausland, dann in Freiburg, seit 1972 Villingen-Schwenningen, Familienfrau, Sekretärin, Stadtführerin in Villingen seit 2002 mit Schwerpunkten „Frauenführung“, „Kirchen und Klöster“, „Rietviertel“ und „Münsterviertel“. Mitglied im GHV.

Gerhard Hauser, Jahrgang 1963, arbeitet als Redakteur beim Südkurier in Villingen.

Lambert Hermle, geboren 1946 in Villingen. Stadtführer, Ehrenratsherr der Historischen Narrozunft Villingen. Mitglied im GHV.

Claudia Hoffmann wurde am 8.6.1966 in Villingen geboren. Nach einer Ausbildung als Verlagskauffrau arbeitete sie drei Jahre in der Marketingabteilung eines Verlages. Anschließend volontierte sie beim Südkurier Medienhaus. Claudia Hoffmann arbeitet seit 1995 in der Lokalredaktion Villingen. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Bertram Jenisch M.A., Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Studium der Ur- und Frühgeschichte, Geschichtliche Landeskunde, Klassische Archäologie und Geologie an den Universitäten Heidelberg, Freiburg und Tübingen; 1986 ff. ört-

liche Grabungsleitung der verschiedenen mittelalterlichen Ausgrabungen in Villingen.

Dr. Marianne Kriesche-Karuth, geboren in Oppeln/Oberschlesien, lebt seit 1963 in Villingen. Studium der Philologie: Englisch, Latein und Geschichte an den Universitäten Bamberg, München und Freiburg. 1. und 2. Staatsexamen, Promotion 1964 in Freiburg, Lehrtätigkeit am Seminar für Studienreferendare in Rottweil, danach am Gymnasium am Hopfbühl in Villingen, Oberstudiendirektorin i.R., Mitglied des GHV, Vorsitzende des Freundeskreises Zittau.

Dr. Heinz Lörcher, Verlagslektor, Villingen-Schwenningen.

Kurt Müller, geboren 1937 in Kehl, Schulzeit und Jugendjahre in Villingen. Nach dem Studium der Theologie 1963–1980 als Vikar und Pfarrer in verschiedenen Pfarreien der Erzdiözese Freiburg tätig. Seit 1981 Münsterpfarrer in Villingen, Dekan des Dekanats Villingen. Mitglied des GHV und seit 1987 im Vorstand.

Ina Sahl, Jahrgang 1975, aufgewachsen in Rottweil. Diplomstudium der Restaurierung und Konservierung von Gemälden und gefassten Skulpturen an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart. Anschließend mehrjährige freiberufliche Tätigkeit in Stuttgart, Heidelberg, Köln und Münster/Westf. Seit November 2011 zuständig für die konservatorische und restauratorische Sammlungsbetreuung der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen.

Heinrich Schidelko, geboren 1963 in Pulheim bei Köln. Studium der Geschichte und kath. Theologie in Bonn, Wien und Münster. Seit 1995 Lehrer am St.-Ursula-Gymnasium in Villingen. 2009 Schülerprojekt zu den jüdischen Schülerinnen an St. Ursula zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Susanne Schneider, geboren 1946 in Villingen, kaufmännische Ausbildung, Weiterbildung zur Industriefachwirtin, Tätigkeit als Werksführerin und Personalreferentin. 10 Jahre Gemeinderätin

und derzeit ehrenamtliche Seniorenrätin. Mitglied im GHV.

Marga Schubert, langjährige Redakteurin der Lokalredaktion Villingen des Südkuriers, ist heute als freie Journalistin tätig. Ganz besonders hat sie sich als Kennerin der Villingen Geschichte aber auch „Villinger Geschichtle“ sowie des traditionellen Brauchtums der alten Zähringerstadt einen Namen gemacht. Sie wohnt in Villingen.

Ute Schulze M.A., geboren 1963 in Dortmund, nach dem Studium der Mittleren und Neueren Geschichte sowie Politikwissenschaft Ausbildung zur Diplomarchivarin (FH). Seit 1992 im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Mitglied im GHV.

Stefan Simon, geboren 1960 in Bräunlingen. Nach einigen Jahren Berufserfahrung als Wirtschaftsingenieur Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Volkskunde in Feiburg und Basel. Seit 1992 freiberuflich tätig als Kunstjournalist, freier Kurator und Galerist.

Wilfried Steinhart, geboren 1940 in Horb a. N., aufgewachsen in Dettingen/Hohenz., seit 1961 wohnhaft in Villingen, er war als Werkzeugmachermeister in der Kunststoff verarbeitenden Industrie tätig. Seit Januar 1992 Mitglied im GHV.

Wolfgang Trenkle, geb. 1967 in Furtwangen. 1988 Abitur, zeitgleich Beginn der Führungstätigkeit am Deutschen Uhrenmuseum Furtwangen; später auch im Franziskaner-Museum Villingen und seit Rückkehr der Hellmut-Kienzle-Sammlung nach Schwenningen im Heimat- und Uhrenmuseum Schwenningen. Nach Zeitungsvoluntariat Redakteur beim Schwarzwälder Boten. Verschiedene bundesweite Veröffentlichungen, darunter in der Wochenzeitung „Die Zeit“. Studium der Psychologie und Abschluss als Dipl. Psychologe. Seit 1999: Tätigkeit als Diplom-Psychologe in verschiedenen sozialen Einrichtungen. Seit 2004 Pressearbeit für den Caritasverband für den Schwarzwald-Baar-Kreis.

Joachim Wöhrle, geb. am 14.11.1963, I. Zunftmeister der Historischen Narrozunft Villingen seit 2005.

Schwarzwälder Genusswerkstatt GmbH
Bärenplatz 12 | 78112 St. Georgen

Schwarzwälder
GENUSS
WERK
STATT
St. Georgen

☎ 0 77 24 / 91 88 81

www.schwarzwaelder-genusswerkstatt.com



Auch 2012
unterstützen wir den
Geschichts- und
Heimatverein
wieder
auf dem Villingener
Weihnachtsmarkt



ANSPRUCH + GESTALTUNG

ANSPRUCH

Funktionalität und handwerkliche Höchstleistung: die Geländerleuchte von Hess hält den härtesten Bedingungen stand und zeichnet sich durch einen minimalen Wartungs- bzw. Pflegeaufwand aus.

GESTALTUNG

Eine Formsprache für Orte mit Charakter: Hess gestaltet Städte – mit seinem umfassenden Leuchtenprogramm und dem perfekt darauf abgestimmten Stadtmobiliar-Sortiment.

Mehr Informationen unter: www.hess.eu/2001
www.hess.eu



LED

.hess



Mein Garten – ein Ort, an dem ich ewig jung bleibe.



In seinen besten Jahren hat man sich Entspannung verdient. Ein Traum, der im eigenen Grün Wirklichkeit wird. Der Garten ist ein Jungbrunnen, ein Ort, an dem man mehr Ruhe und Glück findet als auf den meisten exotischen Reisen. Ein pflegeleichter Garten schafft ganzheitliches Wohlbefinden und innere Balance. Wir Landschaftsgärtner liefern Ihnen Ideen für Gärten mit hohem Komfort. Wir übernehmen die Ausführung und Pflege zu einem exzellenten Preis-Leistungs-Verhältnis. Achten Sie auf unser Zeichen.



wildigarten
garten- und landschaftsbau



Bertholdshöfe 3 | 78052 VS-Villingen
Fon 0 77 21-2 54 76 | Fax 0 77 21-36 13
info@wildgarten.de | www.wildgarten.de

*Gerne unterbreiten wir Ihnen kostenlos und
unverbindlich Ihr persönliches Angebot!*



LUSCHIN
REISEN

Luschin Reisen GmbH
Huberstr. 32
78073 Bad Dürkheim
Tel: 0 77 26 / 92 25 0
Fax: 0 77 26 / 92 25 25
info@luschin.de

Ihr Partner für:

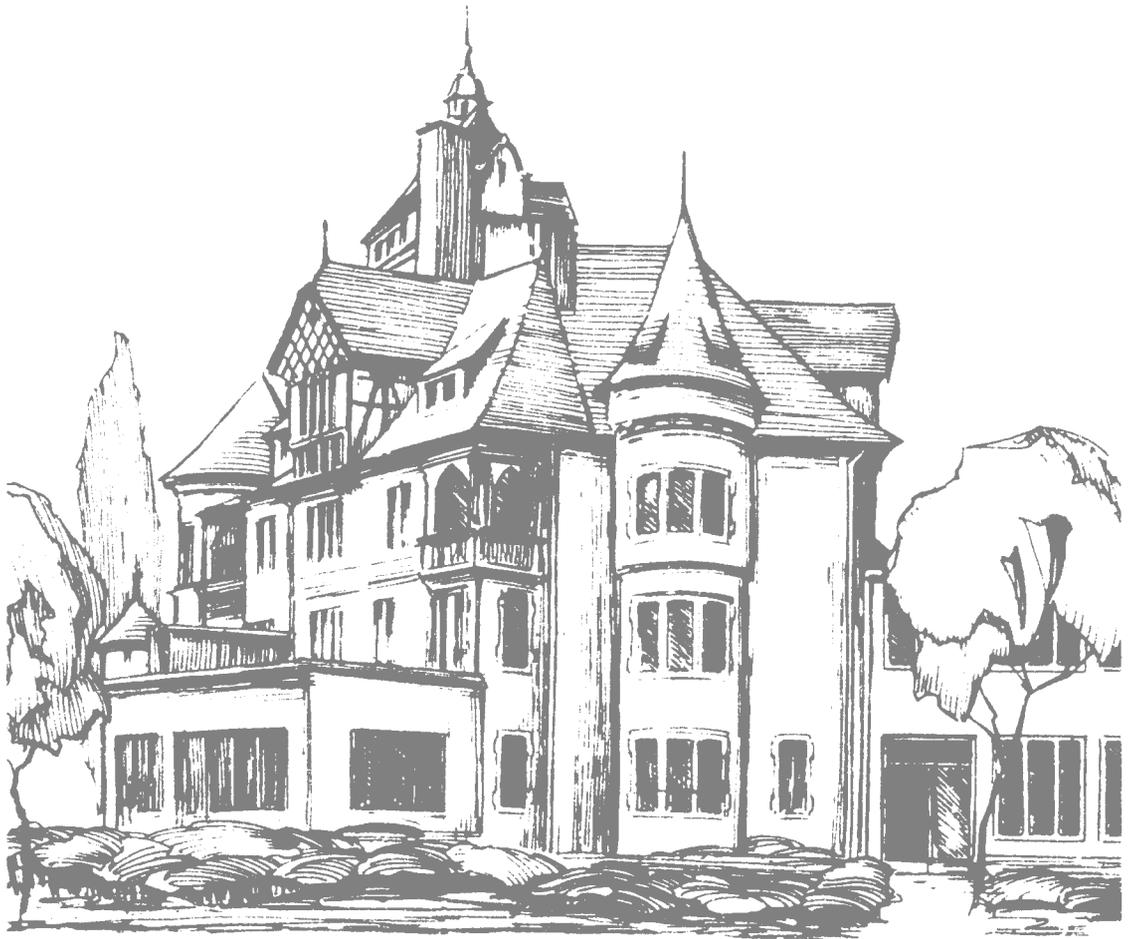
Mehrtagesfahrten
Tagesfahrten
Halbtagesfahrten
Klassenfahrten
Betriebsausflüge
Jahrgangsausflüge
Vereinsausflüge



architekten
flöB

ENTWURF | PLANUNG | BAULEITUNG | ALTBAUSANIERUNG | WERTGUTACHTEN
flöB architekten | Rathausgasse 2 | 78050 VS-Villingen | Tel: 07721.99 84 994 | www.floessarchitekten.de

Seit 60 Jahren



**IHR
PARTNER
FÜR
GUTEN
DRUCK**



Druckerei Leute GmbH
Wehrstraße 3
78050 VS-Villingen
Tel. 077 21 / 84 56-0
Fax 077 21 / 5 68 60
info@druckerei-leute.de

Sparkassen-Finanzgruppe



Partner der Kultur

Tel. 07721 291-0
www.spk-swb.de

 Sparkasse
Schwarzwald-Baar

... da bin ich mir sicher ✓

Wir engagieren uns für die Region, wenn es um Soziales, Sport, Kunst und Kultur geht. Zum Beispiel auch bei den Projekten des Geschichts- und Heimatvereins Villingen. Denn unser Standort ist hier: **Wenn´s um Geld geht - Sparkasse Schwarzwald-Baar.**